

darmstädter studenten zeitung

DM 1,-

1 F 2824 F

Darmstädter Studenten

DM 0,30

21. Jahrgang

Dezember 1973

Nr. 137



ARBEITERKÄMPFE

عدد خاص حول آخر التطورات في القضية العربية الإسرائيلية

سيصدر عن DSZ عدد خاص يبحث الأحداث الأخيرة في الشرق الأوسط ويتناول المواضيع الآتية:

- ١- دور البترول في الصراع بين الدول الأمريكية والدول العربية.
- ٢- الوضع الاقتصادي لبعض الدول العربية الرامية في هذا الصراع.
- ٣- دور حركات المقاومة العربية في حسم الصراع السياسي وفي عملية التطور الاجتماعي في المنطقة.

إننا نأمل أنه يكون الإقبال على هذا العدد كبيراً. ولكي نتكمن من حصر الطلبات وإرضائها نطلب من الراغبين أن يتقدموا بطلباتهم هذه بسرعة. آخر موعد لذلك هو يوم ١٥/١/١٩٧٤ م. ثمن النسخة الواحدة هو [0,75 DM] - يقل الثمن إذا زاد عدد النسخ المطلوبة عن ١٠ نسخ. الطلبات تقدم على العنوان التالي:

Inhalt

- 2 Ein Arbeiter
- 3 **betrifft dsz:**
Einleitung
- 5 **Diskussionsbeiträge von Arbeiter-**
genossen – Italien
- 13 **Es ist möglich:**
Wir produzieren, wir verkaufen,
wir zahlen aus
Interviews mit Arbeitern des
Aktionskomitees von LIP
- 19 **Arbeitsemigranten streiken bei**
Hella-Lippstadt
- 22 **Saar: Wir haben Forderungen zu**
stellen
- 24 **Kampfbetrieb Opel**

(Die Beiträge auf Seite 2, 5 und den Umschlagseiten sind erstmals erschienen in der Reihe Internationale marxistische Diskussion, Merve Verlag, Berlin)



Horch, was kommt von draußen rein . . .

darmstädter
studenten
zeitung
Nr. 137

Die darmstädter studentenzeitung erscheint einmal alle zwei Monate.

Verleger: Studentenschaften der Technischen Hochschule und der Fachhochschule Darmstadt (Körperschaften des öffentlichen Rechts)

Redaktion und Verlag: 61 Darmstadt, Hochschulstraße 1, Tel. (0 61 51) 16-25 17 u. 33 09

Chefredakteur: Otto Denk

Verkaufspreis DM 1,- (Darmstädter Studenten DM -,30)

Jahresabonnement incl. Postzeitungsversand DM 6,- (Ausland DM 7,70)

Bestellungen werden nur vom Verlag entgegengenommen; **Kündigungen** und **Änderungen** von Sammelbezügen sind nur zum Ende eines Kalenderjahres möglich, sie sind bis spätestens **15. November** dem Verlag mitzuteilen.

Konto: Postscheckkonto Ffm 24484-607 mit Vermerk „dsz“

Nachdruck – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Bücher, Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Anzeigen: Jan Kettmann, 61 Darmstadt, Hindenburgstraße 42, Telefon (0 61 51) 8 55 43; Konten: Stadtparkasse Darmstadt 10 000 335, Postscheckkonto Ffm 80597

Satz und Druck: Ph. Reinheimer, Darmstadt

dpa-Fotos: S. 1, 7, 19, 21, 27, U 1

Ein Arbeiter:

Die Fabrik haben wir in diesen Jahren verändert. Jetzt gehört sie bis zu einem gewissen Grade uns. Wir haben Machtpositionen erobert, an die man vor ein paar Jahren nicht einmal denken konnte. Wir werden sie uns nicht wieder nehmen lassen. Das ist das wichtigste Ergebnis des Kampfes: von hier aus geht man nicht mehr zurück.

Es sind jetzt 12 Jahre, daß ich bei FIAT arbeite, zuerst bei Lingotto, dann in den Karosseriewerkstätten von Mirafiori. Ich erinnere mich gut: früher, wenn sich nur drei Arbeiter zusammentaten und tuschelten, war sofort der Aufpasser da, der ständig mit seinem Fahrrad durch die Werkstätten raste und spionierte. Jetzt stehen wir in Gruppen herum und machen Vollversammlungen, wenn wir es für nötig halten. Damals durftest du nicht den weißen Strich übertreten, der deinen Arbeitsplatz abgrenzte. Du wurdest buchstäblich gefangen gehalten. Wenn du auch nur einen Fuß über den Strich gesetzt hast, war sofort der Meister da und schrieb deine Nummer auf, um dich zu bestrafen. Heute laufen wir ganze Kilometer durch die Abteilungen, hin und zurück, hin und zurück. Wenn wir mit der Arbeit fertig sind, ziehen wir uns um und bleiben oft noch da, ohne daß wir gleich die Karte stempeln müssen. Früher stand der Meister unter der Stoppuhr und paßte auf, daß du sofort abhaust. Und wehe, wenn du von Politik gesprochen hast: alle Kader der FIOM haben sie deswegen rausgeschmissen. Heute wäre sowas einfach nicht drin. Früher war der Meister tatsächlich ein Diktator. Ein Blick genügte und der Arbeiter kuschte. Wie in der Kaserne! Du kannst nicht mal eine Zigarette rauchen. Wenn du Hunger hattest, mußtest du das Brot unterm Kittel verstecken, und dir heimlich Bröckchen in den Mund stecken. Jetzt frühstücken wir, wann wir wollen und wir setzen uns auf die Maschinen. Wenn du willst, machst du auch ein kleines Nickerchen, die Genossen passen auf. Ich erinnere mich, daß die Meister früher dazwischen fuhren, wenn du eine Flasche Wein mitgebracht hast, um deinen Geburtstag mit den Genossen zu feiern. Heute ist das anders. Zu Weihnachten haben wir hier Tische gedeckt, mit Tischtüchern, Nüssen und Champagner. Auch das ist Macht, es sind die Dinge, die dir Kraft geben. Aber am wichtigsten ist, wie wir hier die Arbeit selbst verändert haben. Wenn früher mal das Band stillstand und du eine halbe Stunde verloren hast, bis repariert war, mußtest du hinterher dableiben, um aufzuholen. Heute würde kein Meister mehr davon träumen, sowas zu verlangen. Und nicht nur das: Früher kanntest du die Arbeitsrhythmen nicht und deswegen hast du oft mehr gearbeitet als vorgesehen. Damit ist Schluß: die Geschwindigkeiten werden gemeinsam festgelegt und die Zeitkarte hängt an der Stempeluhr. Das bedeutet natürlich nicht, daß sie

nicht ständig weiterversuchen, dich zu bescheißen. Zum Beispiel ändern sie die Zeiten auf deiner Karte, und wenn du nicht aufpaßt, merkst du's nicht einmal. Viele werden heute durch diesen Trick beschissen.

Aber vor allem: wenn du protestierst, gehst du nicht erst zum Vizemeister, dann zum Meister usw. Entweder hältst du direkt das Band an, oder du gehst gleich zum Direktor, ohne durch die ganze Hierarchie durchzusteigen. Die Hierarchie, die ist es, die hier bei Agnelli kaputt gegangen ist. Natürlich gibt es diese Freiheiten nicht überall. Aber die Tatsache, daß wir sie gerade hier in den Karosseriewerkstätten durchgesetzt haben, beweist: wenn du stark bist, kannst du dir diese Freiheiten nehmen, du darfst nicht warten, bis jemand sie dir freiwillig gibt. In den Karosseriewerkstätten vereinheitlichen uns die Montagebänder: du kannst mit den anderen diskutieren, organisierst Versammlungen in der Fabrik, kannst mit den anderen kommunizieren, denn alle arbeiten zusammen. In den Mechanikerwerkstätten z. B. gibt es weniger Bänder. Das ist jedenfalls ein Grund, daß der Kampf dort mehr Schwierigkeiten macht und die Avantgarden weniger Einfluß haben.

Wenn ich sage, daß wir uns einige Machtpositionen erobert haben, dann heißt das nicht, daß der Boß nicht ständig auf der Lauer liegt, jede Schwäche ausnützt, geduldig und verbissen wie ein Hund aufpaßt, wo er dir ein Stück herausreißen kann. Der Betrieb ist immer die Hölle. Und es ist ein permanenter Krieg, den du mit dem Boß und mit seinen Meistern führen mußt.

Was nun die Aussichten für eine wirkliche Alternative angeht: die AOU (Assemblea operaia unitaria) war ein wichtiges Instrument. Wir haben einheitliche Flugblätter herausgegeben, statt daß jede Organisation ihre eigenen machte, und das hat den Arbeitern Vertrauen gegeben. Dann, jeden Samstag, haben wir alle zusammen die Versammlungen gemacht.

Aber nach einer Zeit wurde die Versammlung zu einem Ort, wo man nur noch über Ideologie stritt, statt über eine Organisation. Man redete und redete und dann, wenn man rausging, wußte man überhaupt nicht, wer eigentlich die Beschlüsse ausführen sollte und was überhaupt beschlossen worden war. Wir müssen eine einheitliche Organisation der Avantgarden aufbauen. Wir von den Karosseriewerkstätten brauchen einen Bezugspunkt, ein autonomes politisches Komitee. Die Assemblea könnte wieder funktionieren, wenn man keinen mehr reden läßt, der nicht Arbeiter ist. Früher durften hier für jede externe Gruppe nur zwei Militante sprechen. Und solange ging es gut. Dann aber haben alle angefangen zu reden und die Versammlung wurde zu einem Parlamentchen.

Luciano Parlanti

betrifft: dsz

„Unsere Erfahrungen verwandeln sich meist sehr rasch in Urteile. Diese Urteile merken wir uns, aber wir meinen, es seien die Erfahrungen. Natürlich sind Urteile nicht so zuverlässig wie Erfahrungen. Es ist eine bestimmte Technik nötig, die Erfahrungen frisch zu erhalten, so daß man immerzu aus ihnen neue Urteile schöpfen kann.

Me-ti nannte jene Art von Erkenntnis die beste, welche Schneebällen gleicht. Diese können gute Waffen sein, aber man kann sie nicht zu lange aufbewahren. Sie halten sich zum Beispiel nicht in der Tasche.“

(Brecht, Me-ti, Buch der Wendungen)

Anders, als in jenen „Studenten-Zeitungen“, die sich und dem Leser diensteifrig versichern, die „Stimme der Arbeiterklasse“ zu sein, sollen in dieser Ausgabe der dsz „Stimmen aus der Arbeiterklasse“ zu Wort kommen.

Die hier abgedruckten Situationsberichte und Einschätzungen aus italienischen, französischen und deutschen Klassenkämpfen sind zunächst Ausdruck und Formulierung der konkreten Erfahrung von Teilnehmern der Kämpfe.

Daß „Arbeitskampf“ nicht bloß ein politischer Begriff ist, sondern auch „Arbeiter-Kampf“ — die handfeste Auseinandersetzung von Arbeitern, mit Bullen und Streikbrechern etwa — bedeutet, das machen die Berichte deutlich. Es wird aber auch klar, daß sich Bewußtsein, klassenbewußtes Handeln nicht von dieser oder jener „proletarischen Organisation“ mit ML-Gütesiegel verordnen läßt. Solches Bewußtsein entsteht vielmehr im und durch den Kampf, bei denen, die ihn führen und tragen.

Das heißt nun freilich nicht, daß die Entwicklung einer Theorie des Klassenkampfes sich durch die „spontane“ Entfaltung des Kampfes erledigt. Allerdings kann die Rolle der Theorie nicht im abstrakten „Anlernen“ und „Unterweisen“ der Arbeiterklasse bestehen — eher schon müssen diejenigen, die sich um Fragen einer verändernden Theorie bemühen, die reale Entwicklung der Kämpfe als „Belehrung“ begreifen.

Die hier abgedruckten Bericht sind — wie gesagt — nicht im „Scheine der Leselampe“ erdacht. Sie berichten von miterlebten Arbeitskämpfen. Natürlich gleicht keine dieser Auseinandersetzungen der anderen, aber sie haben mindestens eine gemeinsame Wurzel in der Verschlechterung der Lebensbedingungen der Arbeiter.

Seit Mitte der sechziger Jahre hat in ganz Westeuropa eine Intensivierung der Arbeit stattgefunden. In der Bundesrepublik konnte man es sich zunächst leisten, dies den Arbeitern mit dem Sacharin der höheren Löhne zu versüßen. Als die Löhne aber trotz aller Produktionsrekorde inflationsbedingt stagnierten oder sanken, gab es auch ohne Streikkassen eine Welle spontaner Arbeitsniederlegungen. In Italien sah die Situation noch übler aus. Ein hoher Prozentsatz der Arbeiter in der norditalienischen Industrie kam aus dem unterentwickelten Süden und mußte bei verschärfter Arbeitshetze für miserable Löhne schufteten. Durch die enorme Ausweitung der FIAT-Produktion — also weiteren Zustrom von Arbeitskräften — gab es im Ballungsgebiet Turin/Mailand

auch bald keine Wohnungen mehr. Die Folge war eine Serie von Streiks, Demonstrationen und Hausbesetzungen. Die Erfahrung, daß eine Steigerung des Wirtschaftswachstums nicht unbedingt auch eine Verbesserung der Lebensbedingungen für die Arbeiter bedeutet, machte auch die Belegschaft von LIP/Besançon. Als die Firma — für sie praktisch die einzige Arbeitsmöglichkeit in dieser Region — zu einem Teil stillgelegt werden sollte, „beschlagnahmen“ sie, was an Fertigprodukten vorhanden war, und produzierten in eigener Regie in der besetzten Fabrik weiter.

Daß diese Beispiele auf künftige Auseinandersetzungen nicht ohne weiteres verlängerbar sind, scheint klar. Schon die jetzt kaum mehr zu bezweifelnde nächste Krise setzt veränderte wirtschaftliche Ausgangsbedingungen. Genausowenig soll die vorliegende dsz-Ausgabe kein „repräsentativer Verschnitt“ internationaler Arbeitskämpfe sein. Es geht hier um Arbeitskämpfe, die nicht von den Gewerkschaften begonnen, getragen oder beendet wurden. Trotzdem und manchmal auch deswegen gibt es Auseinandersetzungen ohne und gegen die Gewerkschaft. Dieser gemeinsame Zug charakterisiert die hier vorgestellten Beiträge. Ihnen eine ‚Theorie der Gewerkschaften‘ voranzustellen, scheint uns an dieser Stelle jedoch ebensowenig sinnvoll, wie das Bemühen, alle Bestimmungen und Voraussetzungen (etwa der nationalen Kapitalentwicklung) für ihre Entstehung und ihren Verlauf zu nennen.

In einer folgenden dsz-Ausgabe zum Thema „Arbeitskampf“ soll dann allerdings versucht werden, einige Momente gerade des Verhältnisses von Gewerkschaften und kämpfenden Arbeitern im einzelnen zu problematisieren: die Frage, wo die Gewerkschaften an ihre funktionalen und institutionellen Grenzen als Vertretung von Arbeiterinteressen stoßen, wo die sich entwickelnden Kampfformen und Inhalte zum Konflikt mit den gewerkschaftlichen Positionen führen müssen — diese Frage ist nicht bloß theoretischer Natur, sie hat sich den kämpfenden Arbeitern in den hier behandelten Beispielen praktisch gestellt und wird sich in kommenden Auseinandersetzungen neu stellen. Weil dieser Aspekt nicht pauschal als „die Gewerkschaftsfrage“ abgehandelt werden kann, wird nach den konkreten Bedingungen zu fragen sein, die solche Konflikte begründen und ihren Verlauf bestimmen. Dabei erscheint — wenn man die Rolle der Gewerkschaften als eine historisch gewordene und damit veränderbare begreift — vor allem wichtig, welchen Einfluß Formen autonomer Organisationen der Arbeiter auf die Gewerkschaften ausüben können.

Denn gerade dort, wo die Kämpfe — wie im Beispiel LIP — über den bestehenden Rahmen bürgerlicher Legalität und trade-unionistischer Institutionalisierung hinausdrängen, weisen sie vielleicht den „minder entwickelten nur das Bild der eigenen Zukunft“.



Diskussionsbeiträge von Arbeitergenossen – Italien

Die folgenden Artikel sind Diskussionsbeiträge des nationalen Kongresses von Lotta Continua 1970. Die scharfe Ablehnung der Gewerkschaften durch Lotta Continua, die damals noch vorherrschte, ist inzwischen unter dem Eindruck der durch Basisdruck sich wandelnden Politik der kommunistischen Metallarbeitergewerkschaft FIOM einer positiveren Beurteilung gewichen.

Lotta Continua: Spontaneistische, außerparlamentarische Gruppe, im wesentlichen getragen von Schülern, Studenten und Jungarbeitern, die eine wichtige Rolle bei den FIAT-Kämpfen in den großen Betrieben Mailands und den Hausbesetzungen in Turin hatte. – **PSIUP:** 1964 gegründet, war vorher linker Flügel der sozialdemokratischen PSI circa 180 000 Mitglieder (1970). – **PCI:** Durch Abspaltung von PSI 1921 gegründet, bei den Regionalwahlen 1970 27,9% der Stimmen. – **AOU:** Arbeiterversammlung der militanten FIAT-Arbeiter, die wesentlichen Einfluß auf den Streikverlauf bei FIAT 1961 hatte.

Ein Arbeitergenosse von FIAT Mirafiori Maschinenbau

Als erstes möchte ich sagen, daß alle Arbeiter und Studenten Vertrauen in die Massen haben müssen. Es stimmt nicht, daß die Massen schwach sind, das behaupten nur die Unternehmer, die Gewerkschaft und die PCI.

Die Massen wollen organisiert sein; soviel ist richtig, daß man uns immer getrennt gehalten hat, den Norden vom Süden, einen Fabriksektor vom andern, eine Abteilung von der andern, eine Werkstatt von der andern.

Ständig zu hören, „ihr seid schwach, ihr versteht nicht zu kämpfen, ihr werdet nichts erreichen“, das entmutigt die Arbeiter. Aber es ist nicht wahr: das sagen die ihnen nur, weil sie vor der Einheit der Arbeiter Angst haben. Sie haben Angst, weil sie der Situation nicht mehr Herr werden können. Auch die Gewerkschaft, die sich als Verteidigerin der Arbeiterklasse ausgibt, hat Angst davor, die Kontrolle über die Massen zu verlieren. Und weil sie im Dienst der linken Parteien stehen, denen es gerade darum

geht, die Situation zu beherrschen, und sie nicht mehr die Oberhand behalten können, wenn die Arbeiter sich vereinigen, darum versuchen sie, die Arbeiter dadurch zu entmutigen, daß sie sagen: „Ihr seid schwach“.

Das haben wir seit Ende des zweiten Weltkriegs immer wieder festgestellt, seitdem die PCI hervorgetreten ist mit der Behauptung, revolutionär zu sein. Aber dann wurde uns gesagt, die Arbeiter im Norden seien stärker, mutiger, denn im Süden sei die kommunistische Idee schwächer.

Das stimmte nicht, und sie machten diese Vorwürfe, um uns zu entmutigen: das haben die Arbeiter aus dem Süden bewiesen, die in den Norden kamen, in alle europäischen Länder gingen und dort revolutionäre Führer wurden, und wir wissen das alle!

Deshalb, wenn sie kommen und uns sagen: „jene Werkstatt ist schwächer“, dann ist das nicht wahr: jene Werkstatt hat keine Organisation gehabt; und sie hat sie eben deshalb nicht gehabt, weil die Gewerkschaft immer unter dem Deckmantel des Vermittlers aufgetreten ist und immer versucht hat, die schwächere Werkstatt in den Griff zu bekommen und sie von der stärkeren zu isolieren.

Das haben wir während der letzten Kämpfe bei FIAT gesehen, als sie zu uns aus den Maschinenbauwerkstätten sagten, wir seien unfähig, zu kämpfen. Aber als der letzte harte Streik durchgeführt wurde, als der autonome unbefristete Streik ausgerufen wurde, womit die Gewerkschaften gar nichts zu tun hatten, da haben sie versucht, die aus den schwächeren Sektoren dazu zu überreden, nicht zu streiken, denn sie hatten gesehen, daß innerhalb von zwei Stunden sich ganz Mirafiori zu einem Block vereint hatte. 50.000 Arbeiter, der größte Betrieb Italiens und vielleicht Europas, hatten sich zusammengeschlossen unter der Parole: **harter Kampf!**

Die Gewerkschaften haben alle Mittel angewandt, auch die Gewalt; sie sagten, daß die Arbeiter der Karosseriewerke ein Chaos bei FIAT verursacht hätten, daß sie ein Chaos in der gesamten Arbeiterklasse Turins verursacht hätten, dadurch daß sie 21.000 Arbeiter an die cassa integrazione verwiesen haben. Aber wir wissen, wenn sie uns alle ent-

lassen hätten, hätte man unseren Sieg gesehen, weil wir alle frei gewesen wären zu kämpfen.

Jetzt möchte ich über die Unterschiede sprechen zwischen Arbeitern aus dem Norden und aus dem Süden, zwischen Arbeitern, Tagelöhnern, Studenten und Arbeitslosen: wir müssen die Trennungen zwischen den einzelnen Klassen aufheben.

Vor allem müssen wir, **Arbeiter und Studenten**, zusammengehen, denn das eint und stärkt uns, weil die Studenten, das wissen wir sehr gut, eine wirkliche revolutionäre Bewegung sind.

Die Arbeiter müssen begreifen, daß die Studenten, wenn sie auf die höhere Schule und die Universität gehen, schon unsere Ausbeutung verstehen. Auch die Kleinbürger, die sich für privilegiert halten, müssen begreifen, daß auch sie ausgebeutet werden: sie sind nicht mehr sie selbst! Und der Student begreift das. Wir Arbeiter müssen begreifen, daß die Studenten unsere Hauptverbündeten sein müssen, bevor sie „Büro-Menschen“ werden, denn wenn sie vom Bürgertum geschluckt worden sind, werden sie die Exekutoren der Ausbeutung.

Wir dürfen die **Arbeitslosen** nicht vergessen: es ist nicht wahr, daß sie gegen die sind, die einen Arbeitsplatz haben, denn sie wissen, daß die, die unter die Ausbeutung durch den Unternehmer geraten, noch mehr gequält werden als sie.

Wir dürfen nicht vergessen, daß es auch im Süden revolutionäre Kräfte gibt, das haben die Proletarier in Battipaglia, in Avola, im Valle del Belice bewiesen; das haben die großen Demonstrationen der apulischen Tagelöhner bewiesen, die Kämpfe von sich aus organisiert und sich niemals um die Gewerkschaft oder die PCI gekümmert haben, die ihnen raten, Kämpfe um Häppchen zu führen: mit solch einer Kampfweise vergehen Jahrhunderte, aber erreichen werden wir nie etwas. Wenn sie uns z. B. sagen „Reformen, Reformen“, wissen wir gut, daß wir auf diese Weise nie was erreichen werden, denn die Reformen geben sie uns Lira um Lira, jene Lira, die dann von den Preissteigerungen verschluckt wird: keine Reform kann die Probleme des Arbeiters lösen: nur die Revolution!

Jetzt möchte ich über etwas anderes sprechen. Ich komme aus Sizilien, aus der Provinz Agrigento, der rückständigsten Italiens, und habe zuerst die Selbstaus-

beutung durch den kleinen Landbesitz durchgemacht, den die PCI immer fordert, wenn sie sagt: „Verteidigen wir den Kleinbesitz!“ Das ist nicht richtig, denn von dem Kleinbesitz kann man nicht leben: mit der Arbeit von 12–16 Stunden pro Tag beute man sich selbst aus, was nicht einmal ausreicht, um davon zu leben.

Dann bin ich den Leidensweg der **Emigration** gegangen: ich war zehn Jahre in der Emigration. Und es stimmt nicht, daß ein Emigrant, einer, der aus einem rückständigen Gebiet in ein Land geht, wo er ein paar Lire mehr verdient, das, was er durchgemacht hat, vergißt; sondern er begreift um so besser, denn in dem Land, in das er geht, zahlt er für die 1000 Lire, die man ihm mehr gibt, damit, daß er überausgebeutet wird. Das wissen die Emigranten, die zu Millionen über ganz Europa verstreut sind, und sie beweisen es durch die revolutionären Ideen, die sie in alle Länder tragen. In Deutschland gibt es keine so große Streikfreiheit, keine Redefreiheit, besonders nicht für die Emigranten: trotzdem haben sich die Arbeiter, besonders die Italiener, 4000 Italiener, 1962/63 im Volkswagenwerk aufgelehnt, und zwar nicht durch die Gewerkschaft organisiert, sondern sie haben sich von sich aus aufgelehnt, dadurch daß niemand mehr zur Arbeit gegangen ist. Sie wurden mit 1500 sofortigen Entlassungen bestraft. Sie haben rebelliert, weil sie in einem Konzentrationslager lebten, in einem eingezäunten Lager mit feuchten, ungeheizten Holzbaracken ohne sanitäre Einrichtungen, schlimmer als Gefangene bei den Nazis. Das beweist, daß die Arbeiter auch in den ersten Tagen der Emigration, ganz im Anfang, fähig waren, einen selbstorganisierten, harten Kampf zu führen. Jetzt, nachdem einige Zeit vergangen ist, gibt es ab und zu in den Betrieben eine Revolte, die von der Gewerkschaft unterdrückt wird. Wie ihr wißt, gibt es in Deutschland die Gewerkschaft, die man auch hier aufbauen will: die **Einheitsgewerkschaft**. Sie hat 6½ Millionen Mitglieder, aber die Gewerkschaft dort ist dazu da, die Arbeiterklasse zu kontrollieren und zu bremsen, und bevor die Gewerkschaft einen Streik ausruft, läßt sie abstimmen: diese Farce der Abstimmungen! Und so wird nie gestreikt. Und sie sacken einen Beitrag von 1700 Lire pro Monat ein. Und wißt ihr, was sie, die Gewerkschaft, diese Einheitsgewerkschaft, die sie auch in Italien schaffen wollen, schönes macht

mit diesem Geld: sie finanziert kapitalistische Unternehmen, wenn sie ein bißchen in Krise geraten. Aktionäre sind sie geworden!

Das ist es, was sie in Italien machen wollen: die Repression anwenden. Denn wenn der Unternehmer sieht, daß er die Arbeiterklasse nicht mehr direkt kontrollieren kann, greift er zu den anderen Waffen: Einheitsgewerkschaft, Delegierte. Und wenn das gelingt, wird es sehr gefährlich, denn dann muß man sich nicht mehr nur vor dem Boß in Acht nehmen, sondern auch vor dem Arbeitskollegen, der in der Gewerkschaft ist, der Delegierter oder Vertrauensmann der Gewerkschaft ist. Und in Deutschland gibt es das wirklich: dort gibt es die Betriebsräte, die im Betrieb die Repression ausüben; wenn ein Arbeiter hinget, um sich zu beschweren, versuchen sie, ihn davon abzubringen; wenn 20 Arbeiter hingehen, erschrecken sie und drohen mit der Polizei.

Die Emigranten sind die wichtigste revolutionäre Kraft, die wir in Europa haben: deshalb müssen wir Verbindung zu ihnen halten. Es gibt Arbeiter aus Griechenland, Spanien, der Türkei, Portugal und aus allen rückständigen Ländern, die die Überausbeutung erkennen, wenn sie dorthin kommen, und die dann die Situation, die sie zu Hause zurückgelassen haben, besser begreifen; und sie haben dann das Bedürfnis, in der Zukunft in ihre Herkunftsorte zurückzukehren und das kapitalistische System hart anzugreifen. Jetzt möchte ich kurz über die **Automation** sprechen. Die Maschine soll dem Wohl des Volkes dienen, denn sie macht die Verringerung der Arbeit möglich. Wenn gesagt wird, daß die Automation sich gegen den Arbeiter richtet, weil sie mehr Arbeitslose schafft, dann stimmt das nicht: die Automation ist ein Segen, aber sie ist nur dann ein Segen, wenn sich die Massen ihrer bedienen.

Wenn die Maschine vom Unternehmer benutzt wird, benutzt der Unternehmer sie dazu, um uns noch mehr auszubeuten, denn an der automatischen Maschine muß man acht geheiligte Stunden arbeiten, ohne sich auch nur den Schweiß abzutrocknen. Aber nein. Die Maschine ist vom Arbeiter geschaffen worden, von der Arbeiterklasse, von den Technikern, die auch zur Arbeiterklasse gehören, und also muß sie dazu benutzt werden, die Arbeitszeit zu verkürzen, sofort die 40-Stunden-Woche zu bringen und sie in der

nächsten Zukunft immer weiter zu verkürzen, um mehr freie Zeit zu schaffen und die Gesundheit zu schützen. Deshalb müssen wir sofort mit dem harten Kampf für die Verkürzung der Arbeitszeit beginnen. Während der letzten Kämpfe bei FIAT wollte uns Agnelli erzählen, daß er für den Bau der Fabriken im Süden unsere Arbeitszeit um einige Stunden erhöhen müsse, daß der Arbeiter sich opfern müsse: aber wir wissen sehr gut, daß bei einer Verlängerung von 2 Stunden pro Woche die Arbeitslosigkeit steigt. Die Verlängerung der Arbeitszeit schafft keine Arbeitsplätze, im Gegenteil, sie raubt den Arbeitslosen, die als Erpressungswaffe gehalten werden, die Arbeitsplätze: solange es diese Gesellschaft gibt, wird es immer Arbeitslose geben, weil sie denen nützen.

Damit es klar ist: auch der Arbeitslose muß leben, auf die eine oder andere Weise, sei es mit Hilfe der Fürsorge oder womit auch immer. Und weshalb soll ein Arbeitsloser nicht neben uns arbeiten, so daß wir alle weniger arbeiten?

Jetzt möchte ich über etwas anderes sprechen, was vielleicht vielen Genossen unter den Arbeitern nicht gefallen wird. Nach dem massenhaften Einzug von **Frauen** in die Fabrik, den es bei FIAT gegeben hat, habe ich bei den Kämpfen im Betrieb oft sagen hören: „Das ist unser Ruin, wir können nicht mehr kämpfen, denn die Frau ist schwach, die Frau ist nicht fähig zu kämpfen“.

Wir wissen jedoch: wenn die Frauen nicht kämpfen, liegt es daran, daß ihnen ein politisches Bewußtsein fehlt, und dafür sind vor allem wir Männer verantwortlich, wir haben ihnen nie beigebracht, politisch zu handeln.

Und jetzt tragen wir die Folgen. Denn wir sehen, daß einige besser geschulte Genossinnen schon vom Fließband weggehen und sich an die Spitze der Demonstrationzüge stellen. Es waren wenige, aber es gab welche: die wenigen, die es geschafft haben, sich aus der Unterwerfung unter den Mann, also aus der Sklaverei zu befreien, konnten sich ein Mindestmaß an politischem Bewußtsein aneignen.

Wir wissen sehr wohl, daß Sozialismus Emanzipation aller Klassen bedeutet, deshalb ist es unsere Sache, unseren Frauen zu erklären, was Sozialismus ist, was Revolution ist. Zu allereerst, warum die Frau ausgebeutet wird, wenn sie zu Hause arbeitet, 40% des Lohn für die

Miete bezahlt außer den Abzügen der GESCAL (Staatl. Wohnungsbaugesellschaft), einkaufen geht und in den Kaufhäusern von allen Seiten betrogen wird, und dann erst kommt Agnelli.

Es ist die Frau, die nach 8 Stunden Arbeit, wenn sie die Kinder ein bißchen zum Spielen bringen will, herumfahren, die Straßenbahn nehmen muß, um – wenn sie Glück hat – einen Park zu finden, wo sie, wenn sie ihn findet, noch anstehen muß, weil er überfüllt ist.

In Turin gibt es wenige Parks, in denen man die Kinder spielen lassen kann, und das ist ein soziales Problem, das wir uns stellen müssen: es sind Schulen nötig, Tagesstätten, in denen eine Frau ihr Kind lassen und dann ein wenig beruhigter zur Arbeit gehen kann. Wir können nicht mehr so weitermachen, daß wir abwechselnd mit unseren Frauen und Kindern versorgen und uns nur am Wochenende sehen! Nennt ihr das Leben? Nach 8 Stunden Fabrikarbeit muß sie die ganze Hausarbeit erledigen und auch das Kind versorgen: es ist gut, wenn ein Kind Fröhlichkeit ins Haus bringt, aber so ist zu hart!

Unsere Revolution muß klar und deutlich die sozialen Probleme in Angriff nehmen. Wir scheinen diese Dinge zu vergessen, wenn wir für die Erhöhung um 1000 Lire kämpfen. Was zählen schon diese 1000 Lire gegenüber der Überausbeutung der Frau, die in der Fabrik und dann zu Hause ausgebeutet wird; sie arbeitet 16 Stunden, und obendrein ist das kein Eheleben, wenn man sich nur am Wochenende sieht. Denn dann sind wir alle beide erschöpft und müde von der Woche und ihr wißt, wie das endet.

Ich wende mich vor allem an die Arbeiter, denn unter den Studenten nehmen die Frauen aktiv an der revolutionären Bewegung teil, während in unseren Versammlungen nie die Frau eines Arbeiters zu sehen ist.

Die Hausfrau muß in der vordersten Linie des Kampfes in den Stadtteilen stehen, denn die Revolution kann sich nicht nur in den Fabriken vollziehen: wir müssen den Kampf in die Wohnviertel und in die Geschäfte tragen, in die Ladenketten von La Standa und die Kaufhäuser besetzen, alle Neubauten besetzen, denn wir haben sie gebaut, aber wir können nicht darin wohnen, wenn wir nicht 40% des Lohnes dafür bezahlen.

Und auch die **Angestellten** müssen an der revolutionären Bewegung teilnehmen, denn die 1000 Lire, die man ihnen mehr gibt, bezahlen sie mit einem Sklavendasein, und wenn ein Angestellter hier ist, der weiß das sehr gut und weiß auch, daß wir Arbeiter, wenn wir kämpfen, auch für sie mitkämpfen. Doch sie haben Angst, aus dem Büro herauszukommen, sie fühlen sich ein bißchen privilegiert. Aber das ist nicht wahr, sie werden überausgebeutet: sie sind überhaupt nicht sie selbst, sie haben ihr eigenes Denken und ihre Ideale ausgegeben, weil sie sich den 1000 Lire mehr unterwerfen.

Noch ein Wort zum **diesjährigen Sommerurlaub**: alle emigrierten Arbeiter, sowohl die hier im Norden wie auch die im Ausland, fahren jetzt zurück in den Süden. Wir sollten diese Gelegenheit nutzen, um für die Organisation zu arbeiten, um neue Gedanken, neue Erfahrungen hinzubringen: es ist die Pflicht jedes Arbeiters, ein bißchen Propaganda im Süden zu machen. Es genügt nicht, sich am Meer zu sonnen: auch am Strand kann man politisch arbeiten und mit den Genossen sprechen.

Auch im Süden die Massen emanzipieren, denn an der Revolution müssen wir uns alle beteiligen, und wir wissen genau, daß wir kein Problem lösen werden, solange wir keine Revolution machen.

Ein Arbeitergenosse von ALFA ROMEO

Das vietnamesische Volk, ein Volk klein an Zahl wie auch an Truppen, hat es geschafft, dem amerikanischen Imperialismus die Stirn zu bieten, weil es jede Art von Kompromiß, jede Konzession an den Gegner zurückgewiesen hat.

Auch wir haben in den italienischen Fabriken diesen Weg eingeschlagen. Und daraus ist 69 Lotta Continua entstanden. Zu Anfang war es nur eine Gruppe von Studenten, die die Politik der PCI und der Gewerkschaften satt hatten und vor die Fabriken gingen, womit sie die Anschuldigungen und Beschimpfungen der Gewerkschaftler und derjenigen Personen herausforderten, die von sich behaupteten, die Führer der Arbeiterklasse zu sein.

Danach ist es uns gemeinsam mit den Studenten gelungen, in die Massen der Arbeiter einzudringen, wie FIAT in Turin zeigt, wo sie den ganzen Kampf allein geführt und sich nicht um die Gewerkschaft gekümmert haben. Sie haben die

Arbeitsanzüge und die Produktionsprämie zum Vorwand genommen, aber das Ziel war ein anderes: nämlich die Arbeiter aller Abteilungen zu vereinigen. Das gleiche haben wir bei Alfa Romeo in Arese und in den anderen Werken versucht.

Aber das alles genügt nicht. Wir müssen heute eine allgemeinere politische Perspektive haben. Das Instrument, um das zu erreichen, sind die Kerne in den Betrieben, mit deren Aufbau wir schon begonnen haben. Diese Kerne dürfen nicht so sein wie die traditionellen Betriebsavantgarden, kompromißbereit gegenüber dem Unternehmer und Anhänger korporativer Vorstellungen.

Die Kerne müssen die Betriebspolitik und die allgemeine Politik, die nationale und die internationale Politik in den Betrieb hineintragen. Die Genossen aus den Kernen müssen die Arbeiter voranbringen, nicht dadurch, daß sie Ideologie lehren, sondern dadurch, daß sie sich selbst in den Kämpfen an die Spitze stellen und Repressalien und Entlassungen auf sich nehmen. In der Tat werden nicht die Entlassungen oder die 20.000 Aussperrungen, wie die bei FIAT, den Klassenkampf aufhalten, denn das italienische Proletariat und das Proletariat in der ganzen Welt haben jetzt den großen Marsch angetreten, der zum Sozialismus führen wird.

Zu Anfang, als Lotta Continua entstanden ist, war wir wenige und die Organisation war schwach, aber heute sind wir imstande, Entscheidungen in Bezug auf die Kämpfe zu treffen. Wir werden es im September sehen, wenn in der gesamten Gummibranche gestreikt wird und alle Betriebe den Kampf wiederaufnehmen. Aber wir treiben diesen Kampf nicht nur voran, um etwas mehr zu bekommen.

Wir wissen genau, daß der Unternehmer sich nicht schlägt, um 50–100 Lire mehr zu bekommen.

Die wirkliche Kraft im Land sind wir Arbeiter, und der Kapitalismus kann nur weiterleben, wenn wir es ihm ermöglichen. Es darf keine Unternehmer mehr geben. Wir müssen uns die Produktionsmittel nehmen und nicht im Interesse einiger Personen. Das sind die Ziele von Lotta Continua; deshalb haben wir uns von der PCI, der PSIUP und von den Gewerkschaften getrennt.

Zwar haben sich in den Kämpfen der Vergangenheit die PCI und die Gewerk-

schaften vergrößert, aber Agnelli hat sich, auch auf internationaler Ebene, sehr viel mehr vergrößert.

Die Unternehmer in der ganzen Welt sind sich einig: sie fallen in Kambodscha ein, sie unterdrücken die Arbeiter in Europa. Wir in Italien sind jetzt stark und müssen uns mit den Proletariern der anderen Länder vereinigen. Wie sich Pirelli mit Dunlop vereinigt, so muß sich Lotta Continua mit den französischen, englischen und spanischen Arbeitern vereinigen. Wir können nicht allein in Italien Revolution machen. Die PCI hat es der Democrazia Cristiana ermöglicht, sich in die NATO zu integrieren und damit Italien vollständig an den amerikanischen Imperialismus zu binden.

Unser Kampf in Italien wird immer mehr zu einem Kampf gegen die Vereinigten Staaten werden.

Sicher, solange wir uns hier in diesem Raum einschließen, machen wir Agnelli keine Angst. Aber Agnelli wird Angst bekommen, wenn wir in die Massen hinausgehen und diese revolutionären Gedanken verbreiten. Die andern sehen, daß ihre Herrschaft nach so vielen Jahren der Ausbeutung ins Wanken gerät. Die Regierung ist unter dem Druck der autonomen Arbeiterkämpfe zusammengerochen, denn die Arbeiter in der Avantgarde, wie die Genossen in Mirafiori, zielen nicht wie die Gewerkschaften auf irgendwelche partiellen Eroberungen sondern unmittelbar auf die Macht.

Unsere Linie besteht darin, die Masse der Arbeiter zu politisieren. Wir haben das Scheitern eines großen Revolutionärs, wie es Lenin war, gesehen, der Revolution machte, der aber dann, als das Volk die Macht übernommen hatte, nicht mehr imstande war, die Kontrolle über die Entwicklung der Produktion zu behalten und sich den Technikern ausliefern mußte, die das mittlere Bürgertum repräsentierten, das noch im Zarismus wurzelte.

Auf diese Weise haben sie den Sozialismus, der von der Arbeiterklasse nur in einem langen Marsch erobert werden kann, nicht erreicht.

Bis vor kurzem haben wir gesehen, wie die Studenten vor die Fabriken kamen, um den Kampf zu organisieren, aber jetzt, wo es sehr viele Arbeiter begriffen haben, müssen wir unsererseits auf die Studenten einwirken, um sie in unserer revolutionären Entwicklung mitzureißen.

Ein Arbeitergenosse von FIAT-Mirafiori

Genossen, aus den vorangegangenen Beiträgen haben wir erkennen können, daß dieser Kongreß sich als notwendig erwiesen hat, und zwar nicht so sehr als ein formelles Treffen oder als Meinungsaustausch: wir sind so weit, daß die Arbeiteravantgarden jetzt entschlossen sind, darüber hinauszugehen. Kurz, es geht in diesem Augenblick darum, sich das vielleicht schwierigste Problem unserer jetzigen Phase zu stellen. Natürlich haben wir keine Schlußphasen: wir führen Kämpfe, die immer abgeschlossen und wiederaufgenommen werden. Lotta Continua ist kein beliebiges Etikett, Lotta Continua bedeutet Organisation der Massen für die Machtübernahme. Und das heißt nicht, daß es, wenn wir einmal die Macht übernommen haben, damit getan ist; nach der Devise: wir haben die Macht übernommen, und alles ist in Ordnung. Kurz, ich will sagen, daß unsere Probleme jetzt ungeheuer umfangreich sind und wir heute auf keinen Fall denken dürfen, eine Organisation könne auf der Basis früherer Erfahrungen funktionieren und es genüge, daß man mehr oder weniger unorganisiert arbeitet mit dem einzigen Ziel, die Kämpfe anfangen zu lassen, ohne jede Koordination, ohne jede proletarische politische Führung.

Wir wollen hier keineswegs sagen, daß aus diesem Kongreß die Organisation, die politische Generallinie, die schon schematisch vorbereitet oder vorfabriziert wurde, hervorgehen muß: man stimmt ab, einstimmig, ja oder nein, und damit hat es sich. Aber wir müssen mit genauen Vorschlägen weitermachen. Bisher haben wir so gearbeitet, daß wir wunderschöne Kämpfe geführt, wunderschöne Zusammenkünfte oder wunderschöne Versammlungen veranstaltet haben, aber wir haben ohne eine richtige Generallinie gearbeitet. Wir haben Genossen, die von morgens bis abends und auch nachts schwer arbeiten, und das hat sich z. B. in Mirafiori bewährt, wo die Arbeitskämpfe ein grandioses Ausmaß gehabt haben, wo sie auf der Basis allgemeiner politischer Themen geführt worden sind. Es ist nicht wahr, Genossen, daß – wie man es in jeder beliebigen (auch linken) Zeitung lesen kann – die Genossen in Mirafiori stark sind, weil es da die Gewerkschaften gibt.

Nein, es gab die wahre Autonomie der Arbeiter, es gab jedoch keine allgemeinere politische Führung. Es war kein

Spontanismus, aber zugleich war unsere Arbeit begrenzt, d. h. sie hat uns bisher keinen Spielraum verschafft, um uns zu verbreitern. Wir haben uns z. B. immer die Aufgabe gestellt, nicht beim Karosseriewerk von Mirafiori haltzumachen. Die Arbeiter haben das, wenn auch zum kleineren Teil, verwirklicht durch die Verbindung zwischen den Karosserie- und den Maschinenbauwerken, durch die Demonstrationzüge, durch die Kämpfe in der Fabrik und ähnliches. Durch die Samstag-Versammlungen hatten wir Verbindungen zu allen Formen der proletarischen Bewegung auf lokaler Ebene, d. h. wir hatten auch die Möglichkeit, Genossen vom Lancia-Werk hinzu zu holen, um zu sehen, welche Probleme sie vorantreiben und was der Inhalt ihres Kampfes ist.

Wir hatten diese Möglichkeiten, aber wir haben auch große Mängel aufzuweisen. Wenn wir über die Organisation im allgemeinen sprechen, über die politische Führung durch die Proletarier, haben wir immer Vorschläge gemacht, aber wir haben es nie geschafft, darüber hinauszugehen, es sind fast immer Vorschläge geblieben.

Z. B. die Kerne, die eine wichtige Funktion haben. Denn es ist undenkbar, daß in einer Versammlung alle Genossen sprechen, daß alle Genossen die Möglichkeit haben, einen politischen Handlungsspielraum zu bekommen, d. h. als einzelne besondere Verantwortung zu übernehmen. In den Kernen kann man dies äußerst leicht erreichen; denn die Kerne arbeiten nicht auf Massenebene, mit Hunderten von zusammengekommenen Arbeitern und Studenten, sondern es sollen sehr kleine Gruppen, wir denken von 5 oder 6 Genossen, sein, die zusammenkommen und über das sprechen, was getan worden ist und was getan werden muß, und die wirklich Politik machen, politisch arbeiten: das ist gemeint mit 'allen Genossen Handlungsspielraum geben', um zu sprechen und zu diskutieren über die allgemeinen politischen Probleme, die wir häufig nicht erörtern können, weil eine Arbeit auf allgemeiner Ebene unmöglich ist, wenn wir 1000 oder 500 Arbeitern gegenüberstehen.

Außerdem gibt es noch andere Vorschläge, die wir immer wieder gemacht haben: z. B. die Schulungsgruppen, die unerlässlich sind. Tatsächlich haben die Genossen auf diese Weise die Möglichkeit, sich zu stählen und äußerst wichtige

Dinge wie z. B. internationale Fragen zu diskutieren.

Die Ausbildung der Genossen ist wichtig. Wir wissen, um den Sozialismus zu schaffen, brauchen wir eine sozialistische Erziehung. Erziehung bedeutet unserer Meinung nach: allen die Möglichkeit geben, die Dinge zu verstehen, denn leider führen wir manchmal schöne Kämpfe, jedoch mit wenig Einsicht und mit Genossen, die besser vorbereitet sein könnten, als sie es sind. Aber bis jetzt ist es uns noch nicht gelungen, jene unentbehrlichen Organismen, jene Instrumente, die für eine revolutionäre Organisation notwendig sind, zu schaffen. Wir können uns bestimmt nicht mit den internationalen Kräften messen, wenn wir uns nicht mit neuen Instrumenten fortbewegen, wenn wir nicht die Möglichkeit haben, sie in der Organisation selbst auf Massenebene aufzubauen.

Wir arbeiten immer ohne Koordination. Warum haben wir solche Zustände? Weil wir sehr oft Angst haben, die Angst, Bürokraten heranzubilden, eine Partei mit professionellen Bürokraten. Wenn die Arbeiter diese Kritik vorbringen, ist sie manchmal berechtigt. Das ist positiv, weil die Dinge gemeinsam von allen militanten Genossen vorangetrieben werden. Aber wir müssen aufpassen, denn manchmal, wenn wir das sagen, laufen wir Gefahr, das Gegenteil damit zu meinen, d. h. daß wir uns unserer Verantwortung entziehen wollen, die darin besteht, eine allgemeine politische Führung zu schaffen, die der Klassenlage und der Verankerung in den Massen entspricht, die Lotta Continua erreicht hat. Wir dürfen keine Angst vor der Organisation haben!

Was halten wir nun also in Zukunft für richtig und was nicht? Meiner Ansicht nach ist es nicht richtig, so weiterzumachen wie bisher. Z. B. Genossen oder Genossinnen, die ständig vor den Fabrikatoren arbeiten, haben keinen Spielraum für allgemeine politische Akitivität. Vor den Fabrikatoren in Mirafiori alle Tage Flugblätter zu verteilen, kann nützlich, sehr nützlich sein, ist aber nicht umfassend genug. Wenn wir sagen, daß es die Organisation der Kämpfe erfordert, daß wir sie hinaustragen, meinen wir damit auch das Gegenteil, nämlich daß wir die Kräfte, die Organisation, die wir draußen haben, auch drinnen einführen müssen, und das bedeutet, daß wir eigene Instrumente haben müssen und nicht, wie es oft geschieht, den von der Gewerkschaft

festgesetzten Streik abwarten dürfen, um dann die Kämpfe zu unseren eigenen zu machen und sie voranzutreiben, wie wir es wollen; vielmehr müßten wir nicht nur den Kampf in die Hand nehmen und ihn vorantreiben, sondern ihn vorher besprechen und vorher über ihn diskutieren. Das sind die neuen Instrumente, die wir brauchen. Wir dürfen keine Zeit verschwenden; es muß sich erübrigen, daß Genossen vor der Fabrik arbeiten, wenn wir selbst die Möglichkeit dazu haben: die Flugblattverteilung können wir sehr gut selbst erledigen, und zwar innerhalb des Betriebs. Und das natürlich nicht, um wieder in den Untergrund zu gehen, sondern gerade um jene Organismen in der Fabrik aufzubauen, die jeden von uns verantwortlich machen.

Auf diese Weise können wir erreichen, daß die Genossen, die draußen arbeiten, etwas anderes tun. Denn um in den Stadtteilen und in den Dörfern arbeiten zu können, müssen wir mit unserer bisherigen Arbeitsweise Schluß machen, d. h. die Genossen müssen auf anderen Gebieten politisch arbeiten, um die Organisation zu vergrößern und um Genossen, die eine andere Arbeit machen, kennenzulernen. Wir dürfen nicht glauben, daß die Revolution sich allein mit den Genossen aus dem FIAT-Werk in Mirafiori oder mit den Arbeitergenossen im allgemeinen machen läßt; die Revolution wird mit den arbeitslosen und unterbeschäftigten Genossen, mit den Bauern und mit den Studenten gemacht werden. Deshalb, weil wir vor dieser Notwendigkeit stehen, verpflichten wir Arbeiter uns, Aufgaben zu übernehmen, d. h. jenen Genossen Arbeit abzunehmen und ihnen mehr Spielraum für andere politische Akitivitäten zu verschaffen.

Wir haben die Möglichkeit, die Reichweite unserer Bewegung auszudehnen, dadurch daß wir die vorhandenen Genossen nicht einfach nur der Zahl nach berücksichtigen, sondern daß wir sie in der Weise berücksichtigen, daß wir ihnen unterschiedliche Verantwortungsbereiche übergeben. Und dasselbe gilt für die Studenten, die eine bestimmte Arbeit zu erledigen haben: hier stehen wir vor einer zweideutigen Arbeit. Ich beziehe mich auf die Mailänder Studentenbewegung; wir sind nicht an Studenten interessiert, die eine Ideologie produzieren, die vielleicht sogar sehr schön ist, aber darauf warten, daß die proletarischen Massen sich rühren, daß die proletarischen Massen

demonstrieren, und die dann hinterhergehen, um die proletarischen Genossen zu sehen. Genossen, hierbei handelt es sich nicht um ein Irrtum; meiner Ansicht nach handelt es sich um eine bestimmte Entscheidung, die die Mailänder Studentenbewegung getroffen hat, und um eine wahnsinnige Angst davor, Beschlüsse zu fassen und Entscheidungen zu treffen. Die Entscheidung, scheint mir, ist in diesem Sinn gefallen, eine Entscheidung, wie sie übrigens alle traditionellen Organisationen treffen; sie warten, bis die Massen sich rühren, um dann so auf Regierungsebene zu antworten, Raufereien zwischen Abgeordneten anzuzetteln und in den Zeitungen streitsüchtige Artikel zu schreiben, die nichts mit der wirklichen gegenwärtigen proletarischen Bewegung zu tun haben. Wer politisch arbeiten will, darf jedenfalls nicht warten.

Mir scheint, daß wir auf nationaler Ebene zu weit zurück sind: wir müssen in der gesamten proletarischen Bewegung, zumindest in der nationalen, verankert sein. Wir sind natürlich darüber hinaus auch mit der gesamten internationalen Bewegung verbunden, denn es hat keinen Sinn, von nationalem Sozialismus zu sprechen, für uns hat der italienische Weg zum Sozialismus überhaupt keinen Sinn. Der revolutionäre Weg ist schon in sich selbst internationalistisch und nicht national, und damit ist klar, daß wir zu jedem Ort, zu jedem Land, zu jeder Stadt Verbindungen haben müssen.

Das darf uns nicht abschrecken, wie es uns auch nicht abschrecken darf, wenn wir z. B. unter den Arbeitslosen nicht so gut arbeiten können wie vor den Fabrikatoren in Mirafiori; nicht nur das, wir müssen auch in der Lage sein, uns dort gewissen Problemen zu stellen, denn es ist klar, daß die Kerne in Mirafiori über allgemeine Themen sprechen, über die Unterdrückung im Betrieb, über die Forderungen, die die Gewerkschaft stellt, und darüber, was wir tun müssen. Wir haben die gleichen Probleme wie die Arbeitslosen, und es ist klar, daß die Diskussion in den Kernen der Arbeitslosen genau so Gültigkeit hat, weil die Probleme für alle die gleichen sind. Es ist klar, daß da das Problem der 40- oder 36-Stunden-Woche nicht aufgeworfen werden kann, da stellt sich das Problem der Beschäftigung und des Arbeitsplatzes. Wir haben gesehen, daß es in Italien eine revolutionäre Bewegung gibt; der Hinweis auf Battipaglia ist kein Zufall, der

Hinweis auf Avola usw. ist kein Zufall. Und es ist kein Zufall, Genossen, wegen der Ereignisse in diesen Tagen, auf Reggio Calabria hinzuweisen. Es ist klar, nicht nur daß wir dabei sein müssen, sondern vor allem daß wir diese Ereignisse durch niemanden instrumentalisieren lassen dürfen: denn das geschieht leider in der revolutionären Bewegung Italiens: das Instrumentalisieren von rechts und von Seiten der Faschisten, als auch von Seiten der christdemokratischen Stadtväter von Reggio Calabria, als auch von Seiten der traditionellen Parteien wie der PCI, der PSIUP und selbst der Gewerkschaften. Also wir dürfen nicht nur diese Dinge nicht zulassen; sondern wir müssen die Verantwortung übernehmen, denn wir müssen bei diesen Gelegenheiten dabei sein, um gründlich zu klären, was die Aufgabe des Proletariats in diesem Augenblick ist.

Wenn wir an die Repression, an die rechten Regierungen denken, erschreckt uns dieser Gedanke durchaus nicht, er hat uns niemals erschreckt; er wird nur jene Kräfte erschrecken, die nicht die Absicht haben, revolutionäre Arbeit zu leisten, sondern die bürgerliche Macht unter sich aufzuteilen. Uns erschreckt auch die Tatsache nicht, daß sie uns sagen: „Die kämpfenden Arbeiter stürzen die Regierung in eine Krise, stürzen die nationale Wirtschaft in eine Krise“; eben — genau das ist es, was wir wollen, Genossen, die Macht in eine Krise stürzen, nicht nur die bürgerliche, sondern die revisionistischen Bewegungen sehen wir hier, die Absicht, die Arbeiterklasse einzuschläfern, ist klar: wenn sie Indochina erwähnen, ziehen sie gleichzeitig einen klaren Trennungsstrich zwischen Italien und Indochina.

Wir ziehen keinen Trennungsstrich, Genossen. Wir haben ganz genau die gleichen Probleme wie die vietnamesischen Genossen.

Da die vietnamesischen Genossen Amerika in eine Krise gestürzt haben, da sie den Weltkoloß in eine Krise gestürzt haben — und diese Krise hat sich ihrerseits auf die internationale bürgerliche Klasse ausgewirkt, und die Ergebnisse sehen wir auch in Italien —, bedeutet es nichts, wenn wir unsererseits sagen, daß wir mit den vietnamesischen Genossen solidarisch sind.

Es nützt gar nichts, solidarisch zu sein. Sondern gerade dann, wenn es uns gelingt, unsere Regierung in eine Krise zu stürzen (d. h. ihre Regierung, die Regierung der Bürger), wenn es uns gelingt, das ganze kapitalistische System in eine Krise zu stürzen, schlagen wir genau die gleiche Schlacht. Und das bedeutet genau, Genossen: wenn sie uns in die Enge treiben (denn früher oder später, das ist klar, werden sie uns bekämpfen; der Kapitalismus läßt uns nicht tun, was wir wollen, das wissen wir sehr gut), werden bestimmt auch wir Genossen sein, die nicht nur die Wirtschaft, nicht nur Agnelli in eine Krise stürzen, sondern die deren Institutionen in eine Krise stürzen, die Institutionen insgesamt.

Wir übernehmen keineswegs gewisse pazifistische Theorien, gewisse passive Theorien. Wir übernehmen sie nicht nur nicht, sondern wir versuchen, unsere Gewalt zu organisieren. Gewalt bedeutet für uns etwas anderes als das, was die andern darüber denken. Gewalt wenden die Genossen an, wenn sie bei FIAT die Gitter durchbrechen, um sich mit den

anderen Genossen aus dem FIAT-Werk zu vereinen. Sicher werden wir als Randalierer bezeichnet, aber das freut uns, denn wenn das Randalierer sind: hoch sollen sie leben!

Also, Genossen, es ist gut, daß wir uns gründlich Klarheit verschaffen, denn aus diesem Kongreß muß deutlich eine bestimmte Linie hervorgehen, eine klare Linie, nach der allen militanten Genossen Verantwortung übertragen wird, und in diesem Rahmen müssen wir wirklich alle Möglichkeiten, politisch zu arbeiten, sehen, und sie dort, wo es keine gibt, schaffen, denn wir können nicht warten, bis sie von selbst entstehen, sondern wir müssen bei allen nationalen und internationalen Gelegenheiten als Antrieb dienen, wir müssen allen denen als Antrieb dienen, die entmutigt sind. Denn es ist wahr, daß kein Arbeiter heute an die Gewerkschaft glaubt, daß keiner an die PCI glaubt, auch wenn er passiv seine Stimme für sie abgibt, niemand glaubt heute an sie; aber es ist klar, daß das nicht genügt und daß wir neue Instrumente brauchen, um Klarheit in die Verhältnisse zu bringen und um deutlich zu machen, was wir heute repräsentieren. Wir repräsentieren jetzt nicht, wie behauptet wird, eine Gruppe, unsere Organisation ist keine Gruppe mehr, sondern sie kümmert sich jetzt um das, was in der Welt geschieht, um die proletarische Bewegung, die ständig zunimmt und die mit einer ganz anderen Kraft zunimmt, als man vor zwei oder drei Jahren erwarten konnte, und wir müssen in diese Bewegung, diese Bewegungen in einer einzigen Perspektive zusammenzufassen.

Erstabdruck in Merve Nr. 18

ANZEIGE

In der Kinderwerkstatt II des Vereins für nichtrepressive Erziehung können Kinder im Alter von 2—4 Jahren aufgenommen werden. Erwartet wird von den Eltern Mitarbeit bei der erzieherischen Betreuung und kritische Diskussion der individuellen Erziehungsvorstellungen. Das Kinder-Eltern Kollektiv hat für beide

Gruppen eine politische Erziehungspraxis zum Ziel. Dabei soll die politische Bewußtseinsbildung nicht fremden Interessen dienen, vielmehr soll die gemeinsame Erziehungsarbeit, wie die politische Arbeit überhaupt, sich aus der zwar unterschiedlichen jedoch wirklichen Lebenssituation der Beteiligten entwickeln. Inhalt der Erziehungsarbeit unter anderem soll sein:

die Unterdrückung durch bürgerliche Erziehung an sich selbst zu erkennen und solidarisch gegen jede Form der Unterdrückung nicht nur im Erziehungsbereich zu kämpfen.

Adresse: KW II,
Heidelberger Straße 108,
Telefon 6 28 08

Es ist möglich:

Wir produzieren, wir verkaufen, wir zahlen aus

Interview mit Arbeitern des Aktionskomitees von Lip

Als Serge July das nachstehende Interview mit Marc Géhin und Jean Raguenès vom LIP-Aktionskomitee führte, lagen bereits Monate des Kampfes hinter den Arbeitern von LIP. Konflikte hatte es in dem mittleren Unternehmen der metallverarbeitenden Industrie in Besançon (1300 Beschäftigte in 2 Werken; Schwerpunkt Uhrenproduktion) allerdings schon seit dem Mai 1968 gegeben. Seitdem entwickelte sich der Widerstand gegen die Politik des exzentrischen Firmenchefs Fred Lip, der mit allerlei Ränke versuchte, die Organisation und die Arbeit der Gewerkschaften (CGT und CFDT) zu zerschlagen und Keile zwischen Angestellte und Arbeiter des Betriebes zu treiben.

Ab 1972 bekommt der Kampf eine neue Qualität: LIP schickt sich an, mit einem Plan der Produktionseinschränkungen (also auch der Entlassungen) ernst zu machen, der schon länger im Gerede ist. Bereits 1969 war ein solcher Plan nur am entschlossenen Widerstand der Gewerkschaften gescheitert. Hinter solchen Vorhaben stehen vor allem die Interessen des Schweizer Uhrenkonzerns Ebauches S. A., der 1967 33% und 1970 weitere 10% der LIP-Aktien aufkaufte. Die Schweizer A. G. möchte LIP nur als Brückenkopf für die Ausweitung ihres Absatzes in Frankreich benutzen: bei LIP sollen hauptsächlich Fertigteile aus der Schweiz zu Uhren montiert werden. An den beiden anderen Produktionssektoren von LIP-Werkzeugmaschinen und Rüstungsgüter – hat Ebauches kein Interesse; sie sollen liquidiert werden. (Daß ein solcher Plan in konkret formulierter Form bestand, läßt sich später durch die ‚Entleihung‘ einiger Akten während der Besetzung der Fabrik beweisen.)

LIP-Generaldirektor Saintesprit, der Nachfolger des inzwischen zurückgetretenen Fred Lip macht nun ernst mit der Konzernpolitik von Ebauches. 1972 gibt es plötzlich „Schwierigkeiten“ in den Sektoren „Rüstungsgüter“ und „Werkzeugmaschinen“, ihre Forderungen „auf Eis“ zu legen. Im April 1973 tritt Saintesprit zurück – es findet sich niemand, der bereit wäre, die Nachfolge anzutreten; daraufhin setzt das Handelsgericht von Besançon eine kommissarische Unternehmensleitung ein. Die Strategie ist offenkundig: Über die „wirtschaftliche Krise“ des Unternehmens soll der Plan der Produktionseinschränkungen und

Entlassungen durchgesetzt werden.

Die Gewerkschaften reagieren mit einer allgemeinen Verlangsamung der Bandgeschwindigkeiten und verlangen von der provisorischen Leitung präzise Informationen: „Wir wollen wissen, was uns erwartet!“ Als das keinen Erfolg zeigt, werden die Büros der Direktion besetzt und die beiden „provisorischen Leiter“ als Geiseln genommen. Man verschafft sich die nötige Information: durch die Entnahme der betreffenden Akten der Unternehmensleitung. Die Polizei befreit die beiden Geiseln – der Konflikt mit der Staatsmacht kündigt sich an!

Nun gehen die LIP-Arbeiter in die Offensive: am 12. Juni 1973 besetzen sie das Werk. Eine größere Anzahl Uhren werden beiseite geschafft und in ganz Frankreich verkauft. Außerdem wird die Wiederaufnahme der Produktion organisiert. So hofft man, einen längeren Streik durchzuhalten, bis die Forderung: „Keine Entlassungen, keine Produktionseinschränkungen!“ durchgesetzt ist. Zwei Monate lang organisieren die kämpfenden LIP-Arbeiter Produktion und Verkauf der Uhren und die Bezahlung der Arbeiter. Das Aktionskomitee – ein Arbeiterrat, in dem Militante von der Basis ebenso vertreten sind wie Gewerkschaftler – bildet zugleich auch Kommissionen, die sich der Organisation und Popularisierung des Kampfes widmen.

Die Verhandlungen mit H. Giraud, dem „Schlichter“ der französischen Regierung haben kaum begonnen, als sich die „Unordnungsmacht“, wie sie bei LIP genannt wird, entschließt, den „illegalen“ Aktionen ein Ende zu setzen: Am 14. August besetzten CRS-Polizeitruppen die Fabrik in Besançon. Die Leute von LIP geben nicht auf: sie setzen den Uhrenverkauf fort und richten in der Turnhalle einer Schule eine Uhrenmontage außerhalb der Fabrik ein, die, solange noch Fertigteile vorhanden sind, weiterproduziert. Der Kampf um LIP ist bis heute nicht entschieden, es wird weiter um einen Plan verhandelt, der die Fortführung des Unternehmens und die Erhaltung der Arbeitsplätze sichern soll. Aber die Bedingungen des Kampfes sind nicht günstiger geworden. Die geschlossene Kampffront von CGT, CFDT und Aktionskomitee scheint zu zerbrechen. Vor allem die CGT besinnt sich auf ihre Rolle als Ordnungsfaktor – sie fordert die Wiederaufnahme der Arbeit, die Auflösung des Aktionskomitees und hält sich zunehmend

aus den Kampfaktivitäten heraus. Ob es ohne die CGT, bei zerbröckelnder Kampfeinheit, gelingen kann, die Ausgangsforderungen durchzusetzen – diese Frage klingt auch zum Schluß des Interviews mit J. Raguenès und M. Géhin an.



Raguenès, Géhin

„Wir wollen gern verhandeln aber nicht verhandelt werden“

LIBERATION: Die letzte Woche war entscheidend für LIP. Eine Woche der abgebrochenen Verhandlungen. Die Bewegung hat sich wieder auf ihre Ausgangsforderungen besonnen: „Keine Entlassungen, keine Produktionseinschränkungen“

GÉHIN: Ich war in Dijon. Ich habe erfahren, daß bestimmte Gewerkschaftsverbände, insbesondere die CGT, schon mit Giraud¹⁾ über die möglichen Abfindungssummen für die Entlassenen diskutierten. Um diesem Abbröckeln entgegenzuwirken, hat die CFDT Konzessionen gemacht, mit dem Ziel, Giraud eine einheitliche Gewerkschaftsposition vorzulegen. Ich bin nicht bis zum Schluß da geblieben. Ich war angewidert und bin nach Hause gegangen. Mir ist klar



In täglichen Vollversammlungen diskutieren die LIP-Arbeiter ihr Vorgehen

geworden, daß sie nicht zögern würden, im Namen der Gewerkschaftseinheit Leute zu verheizen.

RAGUENÈS: Wir wollen gern verhandeln aber nicht verhandelt werden. Mittwoch nachmittag, am Tag nach Dijon, hatten wir ein Treffen mit der CFDT. Ich hatte das Gefühl, daß man uns über den Giraud-Text und über den gemeinsamen Gewerkschaftstext abstimmen lassen wollte, obwohl diese Alternative nicht die Zustimmung aller CFDT-Delegierten hatte. Letztendlich bedeutete der gemeinsame Gewerkschaftstext die Hinnahme der Entlassungen. Und die Delegierten hatten nicht den nötigen Überblick, um eine klare Position zu beziehen. Außerdem, selbst wenn in diesem Punkt ein Kompromiß nötig gewesen wäre, so hätte man sich doch darüber zuvor mit allen Arbeitern verständigen müssen. Da haben wir uns darauf geeinigt, daß man den Arbeitern 3 Positionen zur Wahl stellen müßte: den Giraud-Plan, den gemeinsamen Text der Gewerkschaften und eine dritte Position, die eine Rückkehr zu den Ausgangsforderungen darstellte. Am Abend beim Treffen der Gewerkschaften haben CGT-Delegierte wie Coulon diese Meinung geteilt. Es wurde der Vorschlag gemacht, Flugblätter zur Erläuterung dieser drei Positionen zu schreiben. Marc und ich haben gesagt, wir würden die Redaktion des Textes über die Rückkehr zu den Ausgangspositionen übernehmen. Und wir sind gegangen, um unseren Text zu redigieren, zu tippen und zu vervielfältigen.

Der Text des Aktionskomitees

Am nächsten Tag, am Donnerstag, in der Vollversammlung hat Piaget bekannt gegeben, daß drei Texte vorhanden seien: der Giraud-Text, der Gewerkschaftstext und ein Text des Aktionskomitees. Zunächst hat die CGT sich nicht dazu geäußert. Um zwölf, Treffen der Gewerkschaften. Erste Frage von Curty, einem Funktionär: „Was ist das für ein Vorschlag vom Aktionskomitee, das war nicht vereinbart und außerdem kenne ich keinen Raguenès vom Aktionskomitee. Wenn damit Raguenès von der CFDT gemeint ist, dann kannst du hier bleiben.“ Also bin ich gegangen. Und am Nachmittag haben wir alle vom C. A. unseren Text verteilt: „Lip: Hoffnung der Arbeiterklasse?“ Der Text wandte sich gegen jeden Kompromiß von seiten der Gewerkschaften. Ohne die Initiative vom C. A. hätten nur der Giraud-Plan und der Kompromiß zur Wahl gestanden. Und der Kompromiß wäre angenommen worden. Am Donnerstag nachmittag, den ganzen Nachmittag lang gab es Diskussionsgruppen von 30 bis 80 Leuten, mehrere Gruppen haben über die Situation hinter verschlossenen Türen diskutiert. Am Abend, bei der gemeinsamen Sitzung C.A.-CFDT, haben wir die Bilanz aus diesen Diskussionsgruppen gezogen. Und die CFDT-Delegierten haben dabei gemerkt, wie die wirkliche Haltung der Arbeiter aussah. Man war sich einig, daß der Gewerkschaftstext keine Basis hatte und daß am nächsten Tag nur 2 Texte zur Wahl gestellt

werden sollten: der Giraud-Plan und die Rückkehr zu den Ausgangsforderungen. Danach sind wir gegen 22 Uhr zur CGT gegangen.

Eine Lektion in Heuchelei

GEHIN: Die Atmosphäre war eisig. Die CFDT hat zugegeben, daß sie sich über die Meinung der Arbeiter getäuscht hatte. Die CFDT-Delegierten waren sehr erleichtert. Und ich glaube, daß nur wir, nur das C.A., sie von diesem Kompromiß befreien konnten. Also trägt die CFDT ihre Analyse vor, aber erwähnt den Gewerkschaftstext nicht einmal. Danach war die CGT fast bereit, nur eine Alternative vorzulegen: Giraud-Plan oder Rückkehr zu den Ausgangsforderungen. Wir glaubten, die Sache sei erledigt. Aber danach wurde das wieder fragwürdig. Wir hatten erfahren, daß der Verband der Metallarbeiter in der CGT sich dafür ausgesprochen hatte, gemäß dem Giraud-Plan für die Wiederaufnahme der Arbeit zu stimmen, oder so ähnlich. Daher waren wir erstaunt, daß die CGT-Leute das gar nicht erwähnten. Und dann in der Geisterstunde, um zwanzig nach zwölf, als sich alle schon fast einig waren, reichte uns die CGT den Vorschlag herein: „Seid ihr mit der Wiederaufnahme der Arbeit einverstanden?!“. Daraufhin kam es zu einer allgemeinen Explosion und wüsten Beschimpfungen: „Verräter, Gekaufte, Kollaborateure. Ihr diskutiert mit uns, als seien wir die Arbeitgeber...“

RGUENÈS: Diese Versammlung war eine echte Lektion in Heuchelei und ein Beweis der Verwirrung, in der sich die Betriebsgruppe der CGT bei LIP befand. Es gibt übrigens CGT-Leute die man seitdem nicht mehr sieht.

Die historische Abstimmung vom Freitag dem 12.

LIBERATION: Mit 626 Stimmen haben sich die LIP-Arbeiter nach 6 Kampfmonaten für die Fortsetzung des Kampfes auf der Basis der Ausgangsforderungen ausgesprochen. Welche Bedeutung hat diese Abstimmung?

RAGUENÈS: Die Arbeiter haben sich nicht gegen den Giraud-Plan ausgesprochen. Sie haben sich massiv gegen die Entlassungen ausgesprochen. 626 haben sich geweigert, ohne ihre Kameras wieder in den Betrieb zu gehen, mit denen sie gemeinsam in Kommissionen waren, mit denen sie in Paris oder in der Schweiz waren. Das ist eine Weigerung, wieder in die Fabrik zu gehen, solange jemand draußen bleiben muß.

GÉHIN: Die Einschätzung der Situation durch die verantwortlichen Gewerkschaftler deckte sich nicht mit der Einschätzung der Arbeiter.

LIBERATION: Gewiß, aber mir scheint, daß in der Abstimmung vom Freitag doch noch mehr steckte. Eine Arbeiterin aus dem C.A., der die Frage gestellt wurde, hat mir gesagt: „Das ist der Anfang einer Ablehnung der kapitalistischen Gesellschaft.“

RAGUENÈS: Die CFDT und das Expertengremium (cabinet syndex²) haben demonstriert, daß LIP lebensfähig ist. Also stützt sich die Ablehnung der Arbeiter auf eine sehr solide Grundlage. Man versucht uns einzureden, daß LIP im Sterben liegt; daß wir uns dagegen wehren, scheint mir also durchaus logisch. Wir haben gezeigt, daß es mögliche ökonomische Lösungen gibt. Es ist klar, daß wir den Giraud-Plan ablehnen.

Ein Moment von Kommune-Bewußtsein

Bei der Abstimmung gibt es auch eine solidarisch-gemeinschaftliche Komponente, gerade weil die Bewegung bei den Arbeitern bewirkt hat, daß sie in hohem Maß zusammenhalten. Sie haben sich in einer umfassenden Bewegung engagiert, die alle nach und nach dazu gebracht hat, sich über die Legalität hinwegzusetzen, und immer wieder Initiativen zu ergreifen. Also ist ihre Reaktion verständlich; sie wollen in dem Punkt fest bleiben, der den Zusammenhang ihrer Bewegung ausgemacht hat: „Keine Entlassungen, keine Produktionseinschränkungen.“

Darin liegt auch andeutungsweise die Ablehnung einer Gesellschaft, die auf dem Profit basiert, einer Gesellschaft von der uns der Plan der Entlassungen und Produktionseinschränkungen eine Ahnung

gegeben hat. Eine Gesellschaft, die gemäß einer bestimmten Rationalität tausende von Menschen von einem Ort an den anderen treibt, Fabriken wieder aufbaut und andere schließt. Über die Ablehnung eines bestimmten kapitalistischen Gesetzes, der Mobilität der Arbeitskraft hinaus, handelt es sich hier um die Ablehnung der kapitalistischen Gesellschaft, die aber auch eine totalitäre Gesellschaft sein kann, die sich, Geld- und Machtinteressen folgend, über Menschen und Gemeinschaften hinwegsetzt.

Einhellige Ablehnung der Legalität

Es gibt auch – jedenfalls meiner Meinung nach – eine einhellige Ablehnung der Legalität. Was ist das, die Legalität? Das sind die Regeln, die sich eine Gruppe von Menschen gegeben hat, die Einzelinteressen verfolgen, und die sich ihre eigenen Grenzen ziehen – ökonomische, moralische, juristische, politische, religiöse... Und ein Bürger, das ist derjenige, der diese Regeln akzeptiert. Von dem Moment an, wo er sich nicht mehr an diese Regeln hält, wird er unerwünscht, zum Außenseiter. Letztendlich, bis zu LIP, waren die Außenseiter, die Systemgegner, entweder die Linksradikalen, die keinen richtigen Kontakt zur Realität hatten, oder Kriminelle, deren unbewußte Revolte sich nicht artikulieren konnte. LIP hat die Grenzen der Legalität und die Bedeutung des Protestes aufgezeigt... LIBERATION: Des politischen Kampfes...

RAGUENÈS: Nein, des Protestes, das ist ein Begriff, der unverbraucht ist als politischer Kampf und er scheint mir außerdem positiver zu sein. Der Diebstahl der Uhren, die Wiedereingangssetzung der Bänder, der illegale und heimliche Verkauf, all diese Aktionen sind eine Art Herausforderung an das Recht und an die Moral, an die kapitalistischen „Verkehrsregeln“. Das zeigt sehr gut, daß die Legalität ein sehr relativer Begriff ist, der an die Macht gebunden ist. Niemand würde es wagen, uns ins Gesicht zu sagen: „Die Leute von LIP sind Diebe“ und doch haben die Leute von LIP den größten Coup des Jahrhunderts gemacht.

Für die ganze Arbeiterklasse

LIBERATION: Mir scheint, nach dem, was sie sagten, daß die Bewegung bei LIP, daß die Abstimmung vom Freitag ein Akt der Machtübernahme ist, eine Demonstration des Kollektivismus: ein Beispielfall, bei dem die Interessen der Gemeinschaft in den Vordergrund gestellt wurden.

GÉHIN: Bei anderen Konflikten gelingt es den Unternehmern immer, ihren Standpunkt durchzusetzen, die Streiks kaputt zu machen. Im Interesse der Arbeiter muß LIP demonstrieren, daß es nicht nur die klassischen Verfahren der Verteidigung gibt, und daß man durch

originelle Kampfweisen auch siegen kann. Hätte LIP die 160 Entlassungen angenommen, so hätten die Unternehmer das ausgenutzt: „Ihr seht, selbst die Leute von LIP, mit ihren Kampfmethoden, haben 160 der ihren im Stich lassen müssen; ihr seht, ihr könnt nicht gewinnen.“

RAGUENÈS: Zu Beginn des Kampfes, im Mai, waren relativ wenig Leute ernsthaft engagiert. Es war sehr schwierig, alle zu mobilisieren, aber nach und nach hat sich eine Einheit herausgebildet. Und heute habe ich das Gefühl, daß infolge der Reisen durch Frankreich, die die Leute von LIP zur Popularisierung des Kampfes gemacht haben, die meisten von ihnen nicht mehr nur für LIP kämpfen, sondern für die ganze Arbeiterklasse, damit die Arbeiterklasse nicht länger manipuliert wird.

LIBERATION: In der Diskussion mit den LIP-Arbeitern hatte ich das Gefühl, daß diese Abstimmung von Freitag eine ungeheuerer Angst ausgelöst hat.

GÉHIN: Du warst am Freitag nicht dabei, aber ich wollte, du hättest das Gefühl der Erleichterung bei den Leuten erlebt, als die Wahlergebnisse bekannt wurden. Die Leute haben sich umarmt. Eine Frau, die ich nicht kenne, von der ich nicht einmal weiß, welchen Posten sie bei LIP hat, sagte zu mir, mit Tränen in den Augen: „Das ist der schönste Tag in meinem Leben.“ Sie hat das ganz spontan zu mir gesagt. Die Leute atmeten auf. Aber was du sagst, ist vielleicht ebenso richtig.

RAGUENÈS: Diese Angst ist völlig verständlich. Sie kommt von den Drohungen Messmers: „Mit LIP ist es vorbei“ und auch von der Haltung der CGT. Außerdem wissen die Arbeiter, welches nationale Gewicht die CGT hat. Das führt eben dazu, daß es im Bewußtsein vieler Leute sozusagen um alles oder nichts geht. Wir haben etwas Angst, weil wir nicht wissen, ob man uns nach dieser Abstimmung eine Brücke bauen wird – oder ob man uns fallen läßt.

GÉHIN: Wir haben diese Angst schon mal kennengelernt, kurz nachdem die Bänder wieder in Gang gesetzt wurden...

RAGUENÈS: Diese augenblickliche Angst scheint mir viel mehr... existentiell. Das andere, das war die Furcht vor einer Reaktion der Polizei, die Furcht vor Sanktionen. Jetzt ist es die Angst von Leuten, die das Gefühl haben, alles riskiert zu haben, und die sich fragen, wie es ihnen ergehen wird.

LIBERATION: Uhren zu stehen, ein Aktionskomitee zu gründen und seit Monaten im Kampf zu stehen – das macht man nicht einfach so. Außerdem seid ihr vor ein paar Tagen beide recht pessimistisch gewesen. Ihr habt befürchtet, daß die Bewegung in einem Feilschen erlischt, das mit der Stimmung des Aufbrechens und der Befreiung, die bei den Leuten entstanden ist, nichts mehr zu tun haben würde. Also, warum macht ihr das alles? Bloß damit ein anderer

Unternehmer die Kontrolle über die 1300 LIP-Arbeiter übernimmt?

GÉHIN: Für mich sind Entlassungen zutiefst ungerecht. Das ist meine Reaktion. Zum Beispiel, daß wir die Uhren beiseite geschafft haben, das ist ein Akt der Gerechtigkeit, weil es ja die Arbeiter sind, die diese Uhren hergestellt haben.

RAGUENÈS: Ich verachte, ich negiere diese ganze Gesellschaft, die letztendlich nichts weiter ist als eine Gesellschaft moralischer, religiöser, ideologischer, u.s.w. . . . Konformisten. Die heutigen Gesellschaften sind von den Mächten des Geldes, der Moral, der Bürokratie beherrscht, und sofort. All diese Gesellschaften haben die Tendenz, aus dem Menschen eine Art Nummer zu machen. Der Arbeiter ist eine Nummer, aber bei genauem Hinsehen ist auch der Arbeitgeber eine Nummer, obwohl er viel mehr verdient. Die Gesellschaft der kleinen Schachteln, in denen man arbeitet, der kleinkarierten Gewohnheiten und Vergnügen, das ist alles angelegt, um uns unterschiedslos zu machen, einander gleich auf dem niedrigsten Niveau. Mai '68 als Studentenbewegung, darauf pfeife ich. LIP als Arbeiterbewegung, darauf pfeife ich. Und man darf diesen Satz nicht vom folgenden isolieren. Ich sage nämlich nicht, daß ich LIP nur benutze. Nein. Ich sehe mich als Teil von LIP, weil ich nicht außerhalb stehen kann, weil ich mich sonst zu einem völligen Außenseiter machen würde. Und das lehne ich ab. Das führt zu totalen Einflußlosigkeit. Aber durch solche Aktionen wie im Mai '68, wie bei LIP kann man den Menschen, Gruppen von Menschen, die Sinnlosigkeit unserer Gesellschaften bewußt machen. Wir helfen ihnen, den Konformismus zu verabscheuen. Ich kämpfe für den Menschen. Gewiß, es gibt viele Leute, die das proklamieren. Aber für mich ist das der eigentliche Sinn. Ich habe das Gefühl, daß eine Gesellschaft nur geboren werden kann, wenn sie jedem einzelnen erlaubt, sich zu befreien, seine Bedürfnisse auszudrücken, die nicht unbedingt bei allen die gleichen sind. Nicht jeder — davon bin ich überzeugt — hat die gleichen Bedürfnisse. Und man muß versuchen, alle Bedürfnisse aller Menschen zu befriedigen. LIP ist für mich ein sehr wichtiges Moment in einem außerordentlich langen Kampf, der sich über den Mai '68, die „Katangais“*) das Berufsgeheimnis der Erzieher erstreckt und der weiter gehen wird.

Eine natürliche Hierarchie

LIBERATION: Die Kampfparole von LIP: „Es geht, wir produzieren, wir verkaufen, wir zahlen aus“, das ist schon die Vorwegnahme einer anderen Gesellschaft, einer kollektivistischen, brüderlichen Ge-

sellschaft, einer sozialistischen Gesellschaft. Wie stellen Sie sich eine freie Gesellschaft vor?

RAGUENÈS: Das ist natürlich vor allem eine Gesellschaft, die den Menschen über die Ökonomie und die einzelnen Interessen stellt. Und darüber hinaus eine Gesellschaft, die jedem erlaubt, seine wirklichen Bedürfnisse, seine natürlichen Bedürfnisse auszudrücken. In dem Maße, wie jeder die Möglichkeit hat, sich selbst zu verwirklichen, wird es Leute geben, die sich als treibende Kräfte, als Aktive erweisen. Es wird sich wieder eine gewisse Hierarchie einstellen, die aber ganz anders erlebt wird. Sie wird nicht mehr über die Basis bestimmen. Sie wird sich aus der Basis entwickeln, als eine Art natürlicher Hierarchie, die nicht ganz unvorstellbar ist. Sehen wir uns LIP an. Wir kommen in einer Kommission zusammen. Einer von uns erweist sich als Organisator oder wird ernannt. Wenn wir ein Haus zu bauen haben, werden wir alle darüber diskutieren müssen, wie dieses Haus aussehen soll. Aber in der Ausführung werden einige für die Architektur begabter sein, andere für die Elektrizität, usw. . . . Also wird die Hierarchie das Werk der Gruppe für eine gestellte Aufgabe. Die Hierarchie dient also der Basis.

LIBERATION: Also, wie kommt man von der heutigen Gesellschaft zu der Gesellschaft, die du beschreibst?

RAGUENÈS: Indem man Vietnams schafft, das Fabrik-Vietnam, das Kirchen-Vietnam, das Rechts-Vietnam . . . das LIP-Vietnam. Nach und nach gelingt es, die Verhältnisse umzuwälzen. Alle unsere Gesellschaften sind auf eine Führungsspitze hin organisiert, die denkt, die das Geld hat, die die Moral und das Recht setzt, die der Basis Lektionen erteilt. Man muß dagegen von der Basis ausgehen. Die Basis darf nicht passiv bleiben, sie muß sich formieren, sich strukturieren, sich ständig in Frage stellen, sonst kommt es zu einem totalitären Regime.

Die geistige Entmündigung

LIBERATION: Man wird leicht einsehen, daß die Tatsache, daß ihr verkauft habt, bei LIP nicht das Wichtigste war, sondern vielmehr, daß ihr jedesmal auf neue Ideen gekommen seid, die bei LIP Einigkeit hergestellt haben. Überall bringt man euch Sympathie entgegen, aber weiter geht es nicht. Ich will damit sagen: LIP wird vielleicht nicht Schule machen.

RAGUENÈS: Es stimmt, das ist nicht tragfähig. Es herrscht Informationsmangel. Aber das erklärt nicht alles. Selbst bei LIP, wo wir seit einigen Monaten in der Illegalität leben und wo man in bestimmter Weise den Kapitalismus in Frage stellt, wird man gleichzeitig so naheliegende Dinge wie Recht, Moral, Kirche nicht in Frage stellen. Und deshalb reicht es nicht, den Leuten allein an diesem Konflikt klarzumachen, was sich da an Grundsätzlichem gezeigt hat. Die

Vietnams dürfen sich nicht nur auf die Ebene der Fabrik beschränken, ebenso wichtig sind Vietnams auf der Ebene des Rechts, der Polizei, der Kirche, auf allen Ebenen. An dem Tag wo es genügend Vietnams geben wird, wo die Machtverhältnisse zwischen Herrschenden und Beherrschten zerstört sein werden, zwischen dem Lehrer und seinen Schülern, zwischen dem Priester und seiner Gemeinde, an diesem Tag wird eine Umwälzung der Gesellschaft unvermeidlich sein.

Das Denken befreien

GÉHIN: Stell dir vor, daß die Renault-Arbeiter die Nase voll haben. Sie gehen von einer präzisen Forderung aus. Angenommen sie werden von Anfang an von einer bestimmten Denkweise fremdbestimmt, ferngesteuert, die vielleicht nur einer kleinen Anzahl erlaubt, über diesen Rahmen hinaus zu denken. Das was uns bei LIP ermöglicht, zu reflektieren, ist das Vorhandensein einer Struktur die nicht darauf festgelegt ist, daß man sagt:

„Denkt in dieser Richtung nach.“ Es gibt wirklich eine ziemlich fortgeschrittene Entfaltung des Denkens. So kann man wirklich nachdenken. Dadurch haben viele verstehen können, daß die Presse korrupt war, daß es zum Beispiel auf der Ebene der gewerkschaftlichen Strukturen Probleme gab. Wenn ein Großteil der Renault-Arbeiter in dieser Vorstellung befangen bleibt; LIP verkauft Uhren, wir können keine Autos verkaufen — wie sieht dann eine andere Kampfform aus, die es in diesem bestimmten Fall ermöglichen würde, etwas zu unternehmen. Wenn diese Frage nicht gestellt wird, werden sie nie da heraus kommen. Die Vedummung des einzelnen, das ist das Fernsehen, die Werbung für Ratenkäufe, alles was die Leute abhängig macht. Alles was das Denken blockiert.

LIBERATION: Also wie sieht die Denkmethode von LIP aus?

GÉHIN: Das meint, daß jemand mit sich selbst zu Rate gehen kann, um sich etwas zu überlegen. Wir brauchen mehrere, sich überschneidende Ansichten, wir brauchen Debatten. Damit einer sagen kann, was er auf dem Herzen hat, muß man eine Diskussion organisieren. Und ich bin sicher, daß dreiviertel der Leute, wenn man ihnen nur ein bißchen nachhilft, ganz ungezwungen nachdenken können. Daß die Leute in ihrem Sinne kreativ werden können, das hat sich bei dem Konflikt bei LIP herausgestellt. Ich weiß noch, wie ich im Organisationskomitee war. Ich war sauer auf einen Typ der immer zu mir kam und fragte: „Wir müssen eine Fotoausstellung machen, was soll ich für Fotos nehmen und wie soll ich sie arrangieren.“ So zu handeln heißt, sich schon auf eine Analyse, eine Hierarchie zu verlassen. Man hätte im Gegenteil zusehen sollen, wie man dieses Problem gemeinsam löst.

*) s. pers. Daten von J. Raguenès (Anhang)

LIBERATION: Als ihr uns die Ereignisse der letzten Woche geschildert habt, habt ihr mehrmals wiederholt: Ohne das Aktionskomitee wäre der gemeinsame Gewerkschaftstext, der die Entlassungen hinnahm, in der Vollversammlung durchgekommen. Tatsächlich war das Aktionskomitee in der Geschichte der Bewegung bei LIP in jedem entscheidenden Moment, bei jeder irgendwie bedeutsamen Wendung die Quelle der großen Initiativen: ob das nun der Raub der Uhren war, die Wiedereingangssetzung der Bänder oder die Öffnung der Fabrik für jedermann. Es war auch eine wichtige kontrollierende Kraft gegenüber den Gewerkschaften.

RAGUENÈS: Es ist unmöglich, das Aktionskomitee von LIP zu begreifen ohne die CFDT-Betriebsgruppe miteinzubeziehen; zugleich kann man die CFDT-Betriebsgruppe bei LIP nicht begreifen ohne das Aktionskomitee einzubeziehen. Denn das, was die Delegierten der CFDT suchten – und das schon lange vor dem Konflikt – das war eine gewisse Öffnung, eine Möglichkeit, die Gesamtheit der Arbeiter an der Analyse und der Ausführung der Sachen teilnehmen zu lassen. Und das schafften sie nicht.

Das Aktionskomitee ist für die Betriebsgruppe der CFDT die Möglichkeit gewesen, etwas konkret zu realisieren, was sie schon mit sich herumtrug. **Das Aktionskomitee und die Betriebsgruppe stehen in einem permanenten dialektischen Verhältnis zueinander.** Man kann eines nicht ohne das andere begreifen. Eben weil es eine offene Gewerkschaftsgruppe gab, gab es ein Aktionskomitee und weil es ein offenes Aktionskomitee gab, hat sich die Betriebsgruppe artikulieren und verändern können. Ich hatte gewisse Befürchtungen, als wir uns am letzten Samstag mit einer Delegation der CFDT-Gewerkschaftsspitze getroffen haben. Umsomehr, weil der Generalsekretär des Verbandes der Metallarbeiter in der CFDT, J. Cherrèque³⁾, die CFDT-Betriebsgruppe von LIP verurteilt hatte. Wenn man jedoch auf das System zurückfällt, daß die Betriebsgruppe die Analysen macht und die Basis sie ausführt, kann man das Resultat voraussehen: das Ende der Bewegung. Denn so wie ich sie kenne, werden sich die Mitglieder des Aktionskomitees nicht zu Ausführenden machen lassen.

Ohne das Aktionskomitee hören die Gewerkschaftler nur noch eine Meinung!

LIBERATION: Stell dir vor, daß ein Metallarbeiter aus Lothringen zu dir kommt. In seinem Betrieb gibt es keine CFDT und die CGT ist auf dem Kurs von Georges Seguy. Was sagst du ihm?

RAGUENÈS: Einerseits sich auf eine ernsthafte Arbeit mit der demokratischsten Gewerkschaftsgruppe einlassen (im allgemeinen ist das die CFDT aber es kann auch die CGT sein) und sie von



Aus dem Erlös der verkauften Uhren finanzieren sich die Leute von LIP

innen demokratisieren. Man muß das Verhältnis zwischen der Gewerkschaftsgruppe und der Basis ändern. Nur auf diese Weise kann andererseits die Kritik, die das Aktionskomitee an die Gewerkschaft heranträgt, wirksam werden und kann erlauben, daß die Gewerkschaftsgruppe näher an die Basis herangeführt wird. Es gibt nichts Schlimmeres, als die Delegierten sich selbst zu überlassen. Deshalb müssen unbedingt Elemente der Basis in der Gewerkschaftsgruppe mitarbeiten. Das Mittel dazu ist, ein Aktionskomitee zu schaffen, das man, wenn der Begriff stört, auch anders nennen kann. Und ich glaube, wenn es keine CFDT gibt, dann muß man eine schaffen. Ein Aktionskomitee bei LIP, das von der CFDT isoliert gewesen wäre, hätte sich totgelaufen. Bei den Strukturen in der CFDT ist das nicht so leicht möglich.

LIBERATION: Wenn ich recht verstehe, muß man beides schaffen, eine Gewerkschaftsgruppe und ein Aktionskomitee?

GÉHIN: Heute nachmittag zum Beispiel findet ein Treffen der CGT-Mitglieder statt, und ich bedauere, nicht dabei zu sein. Man hat unsere Mitgliedsbücher zerrissen. Ich glaube, der CGT ist das

recht, weil ihre Mitglieder noch **eine** Analyse kennen werden, weil nur noch eine Meinung vorherrschen wird. Und man wird ihnen klarmachen, daß diese Analyse die einzig richtige ist. Also welche anderen Reflektionsmöglichkeiten werden die Leute noch haben? Auch da muß man noch arbeiten. Man muß den CGT-Leuten klar machen, daß die Gesamtheit der Arbeiter den Konflikt selbst in die Hand nehmen muß...

Das Aktionskomitee reicht auch bis in die Gewerkschaft hinein

LIBERATION: Gut, aber solange diese Wechselwirkung zwischen dem Kern der Gewerkschaft und den Außenstehenden nicht da ist, geht das nicht. Sieh mal, ihr habt gesehen, daß selbst der beste CFDT-Mann Frankreichs, Charles Piaget⁴⁾, zu einem bestimmten Zeitpunkt im Laufe der Verhandlungen in Dijon schwach geworden ist.

GÉHIN: Er ist schwankend geworden, weil der Hauptvorstand der CFDT ihn sich vorgenommen hat: „Laß mal, Charles“, hat man ihm gesagt, „das ist alles Taktik!“ Ich wäre froh gewesen, wenn es eine Verhandlung ohne CFDT- und CGT-Funktionäre gegeben hätte.

RAGUENÈS: Warum hat man bei LIP diese Kritik an der Gewerkschaftsgruppe üben können? Weil man sich auch innerhalb der Gewerkschaftsgruppen engagierte. Sonst hätte man in Anbetracht des Gewichts und der Glaubwürdigkeit der Gewerkschaftsgruppe im Betrieb sie nicht von außerhalb in Frage stellen können. Die Kritik, die wir geführt haben, ist das Ergebnis einer langwierigen Arbeit. Während zwei Jahren habe ich mir die Mühe gemacht, einmal in der Woche an einem Essen mit CFDT-Delegierten teilzunehmen. Als CFDT-Militanter von der Basis. Ich wollte nicht gewählt werden.

Das hatte zur Folge, daß es am Tag der Gründung des Aktionskomitees innerhalb der CFDT bereits eine günstige Strömung gab. Also auch eine echte Möglichkeit für die Entwicklung des Aktionskomitees.

LIBERATION: Mir ist die Dialektik klar, dieses Kräfteverhältnis zwischen einer Kritik von außen an der Gewerkschaft und all dem was die Gewerkschaftsarbeit immer noch für die Masse der Arbeiter darstellt. Wo es für mich problematisch wird, das sind Betriebe, insbesondere in der Metallverarbeitenden und in der Schwerindustrie, wo die Gewerkschaften einen sehr mächtigen Apparat darstellen, der keine Kritik duldet. Wie bei Renault oder im Bergbau zum Beispiel. Mir scheint, daß man die Umstände sehr genau in Rechnung stellen muß, gerade was die CFDT-Gruppe bei LIP betrifft.

GÉHIN: Ich habe bei Peugeot in St. Etienne gearbeitet, es stimmt, das ist ganz anders.

LIBERATION: Die CGT hat am Montag verlangt, daß den Aktivitäten des Aktionskomitees ein Ende gesetzt werden muß...

GÉHIN: Es wäre völlig verrückt, das Aktionskomitee aufzulösen. Man müßte die Leute aus dem Konflikt ausschalten. Und außerdem würde damit das Weiterbestehen des Aktionskomitees nicht verhindert.

Daß wir Sympathie finden, verdanken wir unseren Robin-Hood-Aktionen

LIBERATION: Aber der Druck wird nicht allein von der CGT kommen. Auch die CFDT-Spitze steht der Existenz eines Aktionskomitees nicht sehr wohlwollend gegenüber, dessen Prinzip sie anläßlich des Kongresses in Nantes verurteilt hat.

RAGUENÈS: Ich sehe nicht, was die Gewerkschaften über Verhandlungen hinaus tun könnten. Außerdem glaube ich, daß man bei künftigen Verhandlungen die Forderung stellen wird, daß nur die Gewerkschaften des Betriebes vertreten sind. Wenn es soweit ist, wird man auch die Vollversammlung anrufen müssen.

Man muß aus dieser Geschichte Lehren ziehen: Es ist absolut notwendig, daß Arbeiter von der Basis an den Verhandlungen teilnehmen. Mir ist aufgefallen, daß in den Verhandlungen meistens nur die Gewerkschaftler, die Experten, sprechen. Ehrlich gesagt, scheint mir diese Kontrolle der Verhandlungen durch die Basis wichtig. Denn dort können Vereinbarungen getroffen werden, und das hinter unserem Rücken. Und genau das ist neulich in Dijon mit Giraud passiert. **LIBERATION:** Welche Perspektiven hat die Bewegung?

GÉHIN: Wir müssen neue spektakuläre Aktionen machen. Versetzen wir uns in die Lage von Leuten, die weder produzieren noch verkaufen können — das ist das Problem, das wir jetzt zu lösen haben.

RAGUENÈS: Zwischen der Popularisierung und den Kommandoaktionen des Stils wie wir sie bisher gemacht haben, sehe ich keinen Mittelweg. Sonst ist das die Aufblähung von schon Erkämpfem, von Aktionen die wir gemacht haben, und die wir popularisieren. Das muß man übrigens auch machen. Aber wenn man etwas Neues macht, wenn man auf die Problematik eingeht, die Marc angeschnitten hat, glaub' mir, dann wird die Information folgen; man darf auch nicht vergessen, daß wir unsere Ausstrahlung dem 'Robin-Hood-Charakter' unserer Aktionen verdanken. Das war für jeden eine Art Revanche an den Unternehmern, die bisher immer das letzte Wort hatten.

Anhang

Marc Géhin:

24 Jahre, seit 1966 bei LIP, arbeitet in derselben Abteilung wie Charles Piaget

(mechanische Werkstätten), er ist Techniker, verheiratet; im Anfang der Bewegung war er auch CGT-Mitglied.

Jean Raguenès:

40 Jahre, angelernter Arbeiter 2B, seit August 1971 bei LIP in der Abteilung für Rüstungsgüter, Dominikanerpater, Studentenpriester in der juristischen Fakultät in Paris, nimmt im Mai 1968 aktiv an der Bewegung teil. Nach dem Mai kümmert er sich um die „Katangais“ *) die Verhafteten und Verurteilten aus der Mai-Bewegung, die von allen verlassen wurden. Er macht Gefangenenbesuche. Sonntags verschwindet Raguenès oft, er fährt ins Gefängnis von Mühlhausen. Schließlich läßt er sich bei LIP einstellen. Er ist kein Arbeiterpriester, er arbeitet, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Seit April ist er einer der Wortführer der Bewegung.

Abkürzungen

C. A.

Comité d'Action=Aktionskomitee, bestand bei LIP aus etwa 30-100 Arbeitern, die nach einem 'rotierenden System' wechselten.

CFDT

Confédération Française Démocratique du Travail=Französischer Demokratischer Bund der Arbeit (christlich-sozialistische Gewerkschaft)

CGT

Confédération Générale du Travail=Allgemeiner Bund der Arbeit (sozialistisch-kommunistische Gewerkschaft)

*) „Katangais“ — sinngemäß: „underdogs“, „Diskriminierte“.

HALLO — SOMMERURLAUBER!

Unser neuer Sommerreiseprospekt 74 ein Programm der DJSR ist soeben eingetroffen. Es erwartet Sie unser sensationelles extra für 1974 erweitertes SUNTREKKER-PROGRAMM mit:

EXPEDITIONEN

durch Marokko - Algerien - Tunesien
Trans-Afrika-Expedition
Europa-Afrika-Asien-Rundreisen.
Oder verbringen Sie Ihren

Urlaub mal anders

nach Piratenart auf einer unserer Segelyachten.
Beispiel: Viareggio - Elba - Monte Christo - Korsika -
Viareggio ab DM 880,—

Information und Anmeldung bei:

STUDENTENREISEN DARMSTADT

Zweigstelle der Auslandsstelle
des Deutschen Bundesstudentenringes GmbH.
61 Darmstadt, Alexanderstraße 22, Telefon: 16 27 18

¹⁾ **Henry Giraud**, von der französischen Regierung zum Unterhändler für LIP ernannt, sollte mit den Streikenden einen Kompromiß aushandeln. Sein Vorschlag – der ‚Giraud-Plan‘ – sah die Übernahme der drei Produktionssektoren von LIP (Uhrenfabrikation, Rüstungsgüter, Werkzeugmaschinen) durch drei separate Kapitalgesellschaften vor. Im Rahmen dieser Lösung wären wenigstens 160 Entlassungen erfolgt.

Die kämpfenden Arbeiter forderten dagegen eine Weiterführung aller LIP-Abteilungen in einem gemeinsamen Unternehmen (also auch mit einer gemeinsamen Gewerkschaftsorganisation und Betriebsrat).

²⁾ **cabinet syndex**: Stab von Buchprüfern, die darauf spezialisiert sind, Betriebsräten bei Problemen der Analyse ökonomischer Strategien (der Unternehmensleitung) zu assistieren.

Bei LIP bewies dieses Expertengremium in Zusammenarbeit mit der CFDT, daß die ökonomische Situation des Unternehmens nicht so hoffnungslos „defizitär“ war, wie von Ebauches S. A. vorgegeben wurde, sondern das LIP durchaus „lebensfähig“ war. Möglich wurde diese Analyse durch die ‚Entleihung‘ einiger Akten der Unternehmensführung während der Besetzung der Fabrik.

³⁾ Derselbe **J. Chérèque** schreibt gemeinsam mit E. Maire, dem Generalsekretär der CFDT in einem „Die Lehren von LIP“ betitelten Beitrag des von der CFDT herausgegebenen Buches „LIP 73“: „Die Gewerkschaftsgruppe ist sicherlich ein Schlüsselinstrument bei der Bestimmung und Durchführung der Aktionen gewesen, aber die Organisation in der Gewerkschaft bleibt – bei LIP wie anderswo – Angelegenheit einer Minderheit. Wir sind – das muß man in aller Klarheit sagen – noch weit entfernt von einer Gewerkschaft, die alle bewußten und organisierten Arbeiter zusammenfaßt. Das ist im übrigen – neben dem Gewerkschaftspluralismus – einer der Gründe dafür, daß schon vor dem Konflikt ein Aktionskomitee gegründet wurde. Es erschien zunächst als ein Mittel, die Erfassung aller Arbeiter besser zu gewährleisten. Es war nicht sein Ziel, in die Bestimmung des politischen Kurses einzugreifen, es sollte nur Instrument in Dienste der Kampfentscheidungen sein. In dieser Hinsicht spielte es eine sehr wichtige Rolle. Aber es ist etwas aus ihm geworden, was bei Aktionskomitees sehr häufig ist: es wurde schließlich zum Druckmittel einiger Militanter, Ausdruck einer Handvoll Arbeiter, die im Namen aller anderen auftreten wollen.“

In einem Konflikt wie dem bei LIP ist es nicht damit getan, Aktionen zu starten,

man muß sie auch beherrschen und lenken. Diese Lenkung erfordert ein erhöhtes Gefühl für Verantwortung und verlangt gleichermaßen eine solide Erfahrung – vor allem wenn man sich in die „Illegalität“ stürzt.“

(LIP '73, Editions du Seuil 1973, S. 119)
⁴⁾ **Charles Piaget**, Sekretär der CFDT-Betriebsgruppe bei LIP, einer der führenden Aktiven in der Bewegung.

FÜR EINE STRATEGIE DER NEUEN LINKEN

| | | | |
|---|----------|--|---------|
| Edoarda Masi Kritik und Selbstkritik der Neuen Linken | DM 4,- | „il manifesto“ Für eine organisierte politische Bewegung | DM 4,- |
| Edoarda Masi Der Marxismus von Mao und die europäische Linke | DM 2,- | Notwendigkeit des Kommunismus. Die Plattform von „Il Manifesto“ | DM 5,- |
| Helmut Reinicke Für Krahl | DM 4,- | Partei und Klasse. Eine Diskussion zwischen Jean-Paul Sartre und „Il Manifesto“. Einleitung: R. Rossanda | DM 3,- |
| Toni Negri Krise des Planstaats, Kommunismus und revolutionäre Organisation | * DM 5,- | Serafini/Magri/Pinto Die Einheit der Klassenlinken herstellen Nationale Arbeiter-Konferenz der Gruppe „Il Manifesto“ Mailand 30.-31. Januar 1971 | DM 1,80 |
| „Que faire“ Klassenkämpfe in Frankreich seit dem Mai 1968 | DM 5,- | „il manifesto“ Thesen zur Schul- und Hochschulpolitik | DM 5,- |
| „Base Ouvrière“ Revolutionäre Betriebsarbeit bei Renault-Flins | DM 6,- | Rossana Rossanda Der Marxismus von Mao Tse-tung | DM 2,- |
| Mario Tronti Extremismus und Reformismus | DM 4,- | Adriano Sofri/Luciano Della Mea Zur Organisation und Strategie von Lotta Continua | DM 5,- |
| „Potere Operaio“ Was ist Arbeitermacht? Materialien zur Kaderbildung | DM 1,50 | Lucio Colletti/Lucio Libertini/Livio Maitan/Lucio Magri Über Lenins „Staat und Revolution“ – heute | DM 5,- |

Internationale Marxistische Diskussion
 Merve Verlag Berlin 15 Postfach 327



Arbeitsemigranten streiken bei HELLA-Lippstadt

Lippstadt ist eine Kleinstadt am Rande des Ruhrgebiets. Die Hella-Werke sind der größte Betrieb und beherrschen in der Gegend praktisch den Arbeitsmarkt. Die Löhne sind extrem niedrig. Für einen einfachen Arbeiter etwa 600 DM netto. Um überhaupt klarzukommen, machen die meisten Überstunden. 55 Stunden pro Woche sind da nichts besonderes! In den letzten zehn Jahren wurde die Produktion stark ausgeweitet (Zulieferer für die Automobilindustrie). Um den Bedarf an Arbeitskräften zu befriedigen, wurden zunehmend ausländische Arbeitskräfte herangezogen. Das Werk nutzte die Notlage der Emigranten und ihre Unerfahrenheit mit den Verhältnissen in einer deutschen Fabrik aus, um die Löhne zu drücken und die Arbeitsbedingungen zu verschärfen – auch für die deutschen Arbeiter, die nichts dagegen unternommen haben, daß die Emigranten gegen sie und sie gegen die Emigranten ausgespielt wurden und werden.

Jawohl, wild war die ganze Sache schon. Wild war vor allen Dingen die Polizei:

- als sie ihre Hunde auf uns und unsere Familien hetzten,
- als sie sogar auf unsere Kinder einprügelte,
- als sie eine Spanierin provozierte: „Na, willst du mit uns bumsen?“ und ihr dabei ins Gesicht schlugen,
- als wir die Kollegen schützen wollten und sie dann endlich einen Grund hatten, sogar mit ihren Knarren gegen uns vorzugehen;
- als sie uns zu dritt festhielten und der Vierte uns in die Eier trat.

Wir fragen uns: Woher eigentlich kommt in diesem Staat der Terror?

Von uns?

Und wild sind auch die Zustände in den Hella-Werken in Lippstadt. Die Hella-Werke sind Zulieferbetriebe für die Automobilindustrie. Akkordarbeit am Band. Der Akkord soll uns spalten: die Jungen, noch Starken, von den Alten, schon Verbrauchten. Das Band soll uns spalten: Wir können während der Arbeit nicht miteinander reden; jeder an seinem Platz, isoliert. In den Pausen schnell was gegessen und geißt – dann weiter. Die Zusammensetzung der Belegschaft soll uns spalten: 3000 Ausländer, 2000 Deutsche, davon 800 Facharbeiter. Wir

sprechen verschiedene Sprachen. Wir Ausländer leben isoliert, eingepfercht in Barackenghettos, 4 Leute auf einem Zimmer, 200 DM für das Loch.

Deshalb können uns die deutschen Kollegen nichts erzählen, nichts erklären. Die meisten von uns wußten nicht einmal, was das ist: Wahl des Betriebsrats. Deshalb sitzen da jetzt auch so Arschlöcher (Was die wohl monatlich verdienen?), die unseren Streik verurteilen, weil sie ihn nicht beschlossen haben. Aber unseren Streik beschließen wir selbst und basta!

Die meisten von uns wußten nicht einmal, daß sie Mitglieder der Gewerkschaft sind. Und die hohen Herren meinten wohl, sie könnten sich auf unserer Unwissenheit und Dummheit ausruhen. Aber wir warnen euch: Wir Arbeiter waren klug genug, euch diese Welt zu bauen, und wir werden klug genug sein, euch diese Welt in Fetzen um die Ohren zu hauen — um dann unsere eigene Welt zu bauen.

Der Lohn soll uns spalten: Für die 800 Facharbeiter 15 Pfg. Teuerungszulage, für die anderen — nichts. Und das bei einem monatlichen Nettolohn von 600 Mark.

Wir haben die Schnauze voll. Die Zustände waren zu wild geworden. Am Montag hatten wir beschlossen, wilder zu sein.

Wenn die Kapitalisten, um ihren Profit zu halten, die Inflation gebrauchen, warum sollen wir dann dafür zahlen? Die beste Lösung wäre, wir schaffen die Kapitalisten ab. Aber wir waren ja bescheiden: Wir wollten nur 50 Pfg. Teuerungszulage!

Am Montag morgen, 16. Juli 1973, wurde uns bekannt: Die deutschen Facharbeiter kriegen 15 Pfg. Teuerungszuschlag. Für die werden Brot, Milch, Eier und Zigaretten teurer — für uns wohl nicht. Einige Kollegen der Abteilung Plastik haben als erste die Brocken hingeschmissen, in der 9-Uhr-Pause. Sie zogen durchs Werk und dann: Schlag auf Schlag, eine Abteilung nach der anderen stand still.

„Wir wollen 50 Pfg.!“

50 Pfg. mehr. Das können auch unsere deutschen Kollegen brauchen. Aber die streiken nicht mit. Wir können uns nicht verständlich machen. Und bestimmt glauben viele von ihnen, sie sind bessere Arbeiter als wir. Die Bonzen haben es geschafft, sie haben uns gespalten: Teile und herrsche!

Also ziehen wir alleine durchs Werk, vor das Tor. 3000 Ausländer. Und die Deutschen arbeiten weiter. Das Kapital ist international, und wir sind immer noch zuerst Italiener, Griechen, Deutsche, Türken, Spanier — und dann erst Arbeiter. Abends in den Baracken überlegen wir, was wir tun sollen. Wir wählen uns ein paar Leute, die den Streik besser koordinieren und organisieren sollen, die für uns mit der Betriebsleitung sprechen sollen: ein paar Spanier, ein Grieche, ein Italiener, ein Jugoslawe.

Am Dienstag streiken wir weiter. Die Direktion bietet uns 20 Pfg. Verstehen die jetzt noch nicht mal mehr deutsch? Wir sagten: „50 Pfg.!“ Die Polizei rückt an. Motto: der Mensch im Mittelpunkt! Jawohl, im Mittelpunkt ihrer Stiefel und Knüppel. Auf solche Freunde und Helfer können wir verzichten. Sie schlagen einem spanischen Mädchen die Kopfhaut auf. Sie spuckt Zähne. Krankenhaus! Sind wir hier vielleicht in Spanien? Oder in Griechenland? Sind wir aus einem Faschismus in den anderen gekommen? Ist die Polizei hier auch nur noch eine Schieß- und Schlägerbande der herrschenden Klasse? Wenn das stimmt, sagen wir: Jeder Schlag, den ihr Kopitalistenknechte gegen uns führt, landet eines Tages tausendfach in eurer Fresse.

Am Mittwoch streiken wir weiter. Ein Sozialbetreuer für Spanier kommt aus Essen und verhandelt mit der Werksleitung. Ergebnislos! „Wenn ihr meint, euer Streik ist gerecht, dann kann ich euch nicht sagen, hört auf zu streiken“, sagt er und hat Recht, denn es ist unser Streik. Wir marschieren drei Kilometer durch die Stadt zur Hauptverwaltung und belagern sie.

Am Abend versammeln sich die Spanier und beraten die Lage. Wir wählen ein neues Streikkomitee, jeden Tag ein anderes. Die Streikfront bröckelt ab. Die Frauen wollen wieder arbeiten. Kämpfen oder kuschen, das ist hier die Frage. Das Komitee diskutiert mit ihnen. Sie schließen sich dem Streik wieder an: Kampf!

Die örtliche IG Metall und der Betriebsrat distanzieren sich von dem Streik. Arbeitervertreter? ? ? Die den ganzen Tag am Schreibtisch sitzen, die offenbar nur ihre Privilegien pflegen.

Am Donnerstag erklären sich die Jusos mit uns solidarisch. Sie kritisieren die Gewerkschaft. KPD-Kader rücken an.

Aber wer kann uns schon helfen? Nur wir selbst!

Ein Bus fährt mit einigen Leuten von uns zu einem Hella-Werk nach Paderborn. Am Werkstor hat die Betriebsleitung Bienenstöcke zur Abschreckung aufgestellt. Die lesen wohl Karl May und wir Karl Marx. 250 Ausländer treten in Paderborn in Streik.

In Lippstadt hat die Polizei derweil Hunde losgelassen. Bisse in Oberschenkel und Schulter. Krankenhaus!

**Restaurants
mit besonderer Note**
**Tanz im
Windsor Pub
very british**
Darmstadt, Heidelbergerstr. 81c

Fisch-Spezialitäten
**Restaurant
HAMBURG"**
Darmstadt, Landgraf Georg Str. 17
Warme Küche von 10⁰⁰-24⁰⁰ Uhr
*Esse Fisch, denn der
Fisch wächst noch wild*

J.F. GERMAIN **JERSEY**



**GERMAIN'S No. 7
MIXTURE**
MATURED BY SPECIAL PROCESS

**RICH FLAVOURED
Pipe Tobacco**



Demonstrative Abstimmung über die Forderung nach 50 Pf. Teuerungszuschlag

Ein Herr aus Bonn

Der Generalsekretär des spanischen Arbeitsattachés aus Bonn reist an. Er verhandelt mit der Betriebsleitung und dem Streikkomitee. Er versucht, das Streikkomitee zu eigenmächtigen Beschlüssen zu überreden, über unsere Köpfe hinweg. Aber das sind unsere Leute. Sie sagen, sie können nur das aussprechen, was wir vorher beschlossen haben: 50 Pfg. Teuerungszuschlag pro Stunde und volle Bezahlung der Streik-tage.

Eine Versammlung in der Kantine wird einberufen. 3000 Leute waren wir. Ein Betriebsratsmitglied betritt das Redner-pult. 3000 Stimmen buhen ihn aus. Er kommt nicht zum Sprechen. Der spanische Herr aus Bonn bittet uns, den Betriebs-rat doch einmal anzuhören. Ruhe im Saal. Ein Betriebsratsmitglied betritt das Red-nerpult. Wieder: 3000 Stimmen buhen ihn aus. Das gleiche drei-, viermal, dann lassen wir ihn reden. Doch was hat der weise Herr wichtiges zu verkünden? „Falls jemand hier im Saal ist, der dem Betrieb nicht angehört, bitte ich ihn, doch das Werksgelände zu verlassen!“ Und da soll noch einer sagen, unser Betriebs-rat kümmert sich nicht um die Belege-schaft.

Der spanische Herr aus Bonn tritt wieder auf. Warum eigentlich nehmen wir nicht selbst das Rednerpult unter Beschlag? Der Herr versucht uns zu überreden, wieder zu arbeiten. Die Betriebsleitung hätte ein faires Angebot gemacht, sagt er.

Welches Angebot, sagt er nicht. Dann rückt er raus: 40 Pfg. mehr für die Lohn-gruppe 2 bis 6, 30 Pfg. für die Gruppe 7 bis 10. Dazu zwei Streiktage bezahlt. Nein!!! schreien wir wie aus einem Mund.

Dann fängt der Herr an zu drohen. Wenn wir nicht darauf eingehen, würde die Firma Repressionsmaßnahmen ergrei-fen – was war eigentlich die Polizei? – er könne dann für nicht mehr garantieren, wir sollten uns nicht von den radikalen Kräften aufhetzen lassen, die verfolgen nur politische Interessen usw. usw.

Dann fragte er, ob wir einverstanden sind mit 40 Pfg. und vier Streiktage bezahlt. Wir sagen ja. Warum eigentlich? Er ver-handelt mit der Betriebsleitung; er, ein angereicherter Herr aus Bonn und nicht wir. Mieser Kompromiß: drei Streiktage be-zahlt. Eine knappe Mehrheit von uns ist dafür, die anderen dagegen. Wir sind gespalten. Was Gewerkschaft und Polizei nicht schafften, ein Hänfling aus Bonn schaffte es. Sie haben uns gespalten und verarscht.

Es soll uns eine Lehre sein!

Warum haben Sie es geschafft? Wir haben spontan gestreikt. Gut! Wir haben uns auf unsere Kraft verlassen. Auch gut! Aber wir konnten uns keine Organisation geben. Das Streikkomitee wechselte Tag für Tag. Wir haben gekämpft, ohne Stra-tegie und ohne Taktik. Wir waren nicht einmal fähig, selbst und kontinuierlich

unsere Forderungen auch vor der Be-triebsleitung zu vertreten. Ein Franco-Knecht auch Bonn konnte uns unseren Streik entreißen.

Unsere Kraft ist verpufft, weil wir uns nicht organisiert haben. Leg Spreng-pulver auf eine Eisenplatte und steck es an! Was passiert? Es zischt und pufft und mehr nicht. Stopf das gleiche Pulver in ein Kanonenrohr und du kannst die Kraft des Pulvers zielgerecht wirksam machen.

Schütte ein paar Tropfen Benzin auf die Straße und entzünde sie! Was passiert? Es brennt ein wenig. Aber wenn das gleiche Benzin sich entzündet im Zylinder eines Motors, wird die ganze Kraft auf den Kolben gerichtet wirksam und du kannst fahren damit.

Schaffen wir uns diesen Zylinder, dieses Kanonenrohr! Schaffen wir uns eine Organisation, damit unsere Kraft sich nicht zerstreut, sondern zusammenge-halten und auf ein Ziel gelenkt wird: auf unsere endgültige Befreiung! Schaffen wir uns in den Hella-Werken ein multinationales Betriebskomitee, in dem wir selbst sprechen können und das in unserem Auftrag sprechen kann; organisieren wir eine kontinuierliche multinationale Zusammenarbeit und nie-mand wird uns mehr spalten und ver-arschen können!

LUCHA OBRERA

Erstabdruck in „Wir wollen alles“,
Extraausgabe

Saar: „Wir haben Forderungen vorzutragen“

Im Gegensatz zum spontanen Streik 69 ist es diesmal kein „Flächenbrand“. Es beginnt also nicht auf mehreren Gruben gleichzeitig, sondern nur auf einer. Es liegt daran, daß es vorher keine Diskussion darüber gibt, ob man streiken will; geschweige denn, daß es zu einer Organisierung des Streiks kommt. Offen herrscht nur Unzufriedenheit über den letzten Tarifabschluß der IGBE am 1. August 73. Die Kumpels hatten 15% Lohnerhöhung gefordert. Ohne eine einzige Diskussion mit den Bergleuten setzte die Gewerkschaft die Forderung auf 12% herunter und schloß 9,6% ab. Die Kumpels rechneten vor, daß bei 7,5% Preissteigerung und 3% Steuererhöhung für sie unter dem Strich abgeschlossen wurde. Im gleichen Zeitraum erhöhte die Gewerkschaft ihre Monatsbeiträge. Außerdem fühlten sich die Bergleute hintergangen, weil die Tarifverhandlungen in die Urlaubsmonate verlegt wurden. Ein weiterer wichtiger Unterschied von 69 zu jetzt ist: Damals stand die Bundestagswahl vor der Tür. Die Bundesregierung ist mit 76% Kapitaleigner des Saarbergkonzerns. Deshalb konnte vor allem die SPD 69 nicht auf knallhart schalten, zumal sie mit der CDU in der großen Koalition war und nicht allein die Regierungsgewalt hatte. Die SPD konnte sich keine Arbeiterstimme verschmerzen. Die Gewerkschaft distanzierte sich zwar vom Streik, bekämpfte ihn aber nicht aktiv, wie sie es jetzt tat.

Vorbedingungen

Am Dienstag, 23. 10. 73, geht es auf der Grube Reden los. Die Kohlenwäscher sind die ersten, die die Brocken hinwerfen. Sie sind die schlechtbezahltesten Bergarbeiter. Sie verdienen als Verheiratete mit einem Kind um die 705,- DM netto, das ist weniger als der Sozialfürsorgeersatz. Ganz seltene Spitzenlöhne bei den Hauern liegen bei 1300,- DM netto. Als die Kohlenwäscher aufhören zu arbeiten, muß die Förderung zwangsläufig eingestellt werden, weil die Kohle nicht mehr abtransportiert werden kann. Zwischen Frühschicht und Mittagsschicht kommt es zu einer Streikversammlung. In ihr werden die Forderungen aufgestellt:

1. 300,- DM Teuerungszulage
2. Ab November für jeden Monat 100,- DM Teuerungszulage bis zum nächsten Tarifabschluß
3. Anhebung des Kindergeldes

Daß die einmalige Teuerungszulage in einer Höhe von 300,- DM gefordert wird, hängt mit dem Streik 69 zusammen, denn damals hatten die Kumpels 310,- DM herausgeholt. Die Streikversammlung beschließt außerdem, daß man am nächsten morgen nach Saarbrücken marschiert.

Ausbreitung des Streiks

Die Nachricht vom Streik verbreitet sich durch die Busse, in denen die Bergarbeiter transportiert werden und die nacheinander mehrere Gruben anfahren. Oft haben Kumpels verschiedener Gruben außerdem noch guten persönlichen Kontakt. Sie haben in den letzten Jahren auf irgendeiner Grube zusammengearbeitet, die inzwischen stillgelegt wurde. Es gibt Bergleute, die haben schon die vierte Stilllegung hinter sich, und die meisten fahren mittlerweile durchs halbe Saarland zur Arbeit. Die Kumpels sind vor allem deshalb am ersten Streiktag auf die Busse angewiesen, weil die Betriebsräte der streikenden Gruben die Streiknachricht bewußt nicht weitergeben. Auf telefonische Anfragen antworten sie: Man weiß nicht, ob gestreikt wird, und: Es wird davon gemunkelt. Trotz aller Bremsversuche springt der Streik über. Die Mittagsschicht der Grube Warndt legt am gleichen Tag die Arbeit nieder. Ens Dorf und Götzelborn fangen auf der Nachtschicht an zu streiken. Mittwochmorgen schließt sich die letzte Grube Luisenthal dem Streik an und die Kumpels marschieren nach Saarbrücken (ca. 8 km). Zu diesem Zeitpunkt streiken alle 13000 Bergarbeiter des Saarbergkonzerns. Auf den Gruben arbeiten nur noch Notbelegschaften, um zu verhindern, daß die Stollen absaufen. Zur Notbelegschaft werden die Bergleute per Brief aufgefordert und wer angeschrieben wird, muß erscheinen. Nichterscheinen berechtigt schon in Friedenszeiten zur fristlosen Kündigung. Die angeschriebenen Kumpels treten nicht gern zur Notbelegschaft an, da sie Angst haben, von den anderen als Streikbrecher beschimpft zu werden. Sie schleichen regelrecht durchs Gebüsch in die Gruben.

Demonstration in Saarbrücken

Vor der Bergwerksdirektion in Saarbrücken versammeln sich Mittwoch morgen 3000 Kumpels. „Vorstand raus“ sind die

ersten Sprechchöre. Als keiner der Arschkriecher sich blicken läßt, entschließen sich 300 Bergarbeiter „ihren“ Vorstand besuchen zu gehen. In den sonst so leeren Gängen wird es allmählich eng und es stellt sich heraus, daß die Herren Vorstandsmitglieder doch anwesend sind. Sie erklären den Bergarbeitern, daß sie die Forderungen nicht erfüllen können und daß die Forderungen an die Kapitaleigner Bund und Land zu richten wären. Daraufhin zieht man unter folgenden Sprechchören zum Landtag:

„Unsre Arbeit, die ist schwer, Teuerungszulagen müssen her.“

„Lange war der Bergmann still, jetzt zeigt er, daß er kämpfen will.“

„Alle Räder stehen still, wenn der Saarbergmann es will.“

„Schäfer (Wirtschaftsminister), machs Tor auf, wir kommen.“

„Meine lieben Bergleute“ versucht Landtagspräsident Maurer sich Gehör zu verschaffen. Buhrufe schallen ihm entgegen.

„Keine Süßholzraspellei“, unterbricht ihn ein Arbeiter, „Wir haben Forderungen vorzutragen und mitzuteilen, was der Vorstandsvorsitzende der Saarbergwerke dazu gesagt hat. Wer hat wen gewählt — die uns oder wir die? Jetzt herrscht die Mehrheit über die Minderheit!“

Als die Streikenden aufgefordert werden, eine Delegation in den Landtag zu schicken, widerspricht ein Arbeiter heftig: „1969 haben wir mit der Abspaltung schlechte Erfahrungen gemacht. Nicht wir, die anderen sollen eine Delegation bilden. Wenn wir 2, 3 oder 10 reinschicken, stehen sich die anderen die Füße wund und haben doch leere Säcke. Die vom Landtag sollen eine Delegation bilden. Sie sollen uns nach einer halben Stunde sagen, was ist.“

Ein DGB-Funktionär faselt anschließend vom guten Tarifabschluß im Bergbau, denn der sei wesentlich besser als in der Metallindustrie und als er an die Friedenspflicht der Gewerkschaft erinnert, schallt es ihm „Scheiß-Gewerkschaft“ entgegen.



Verhandlungsdelegation und Demonstrationsleitung

Der Vorschlag, eine Verhandlungsdelegation zu bilden, taucht wieder auf und wird diesmal angenommen. Es sollen sich von allen 6 Gruben je zwei Kumpels melden. Die 12, die sich breitstellen, wer sofort als Verhandlungsdelegation anerkannt. Dieselben Leute fungieren am Mittwoch und am Donnerstag auch als Demonstrationsleitung. Sie müssen vollkommen unvorbereitet die beiden Aufgaben übernehmen und sind dadurch so stark gefordert, daß sie es nicht mehr schaffen, auch noch eine Streikleitung zu bilden. Während des ganzen Streiks gibt es zum Beispiel an den einzelnen Gruben keine Streikposten.

Die Verhandlungen

Der Verhandlung am Mittwoch im Landtag wird den Bergarbeitern versprochen, daß man ihre Forderungen in Bonn vortragen werde. Der Wirtschaftsminister spielt auf die Mitbestimmung an. Von einem Kumpel wird ihm entgegnet: „Es gibt nur Arbeiter und Kapitalisten, und die Mitbestimmung im Saarbergkonzern hat uns bis jetzt nur den **einstimmigen** Beschluß beschert, die Gruben stillzulegen.“

Vorm Landtag wird beschlossen, der Landesregierung einen Besuch abzustatten. Dort will man die Delegation nur durch eine Seitentür reinlassen. Die Arbeiter bestehen darauf, durch den Haupteingang reinzugehen, was sie dann auch durchsetzen. In der Staatskanzlei wird den Kumpels verkündet, die Landesregierung hätte die Mittel schon bereit gestellt, es läge jetzt nur noch an der Bundesregierung, daß die Forderungen erfüllt würden. Auf die mehrmals gestellte Frage, woher denn die Mittel kämen, gibt es keine Antwort.

Der Demonstrationzug endet an der Bergwerksdirektion. Von der Demonstrationsleitung kommt der Vorschlag, Arbeitsdirektor Lamprecht vor die Streikenden zu zitieren. Ein Sprecher meint dazu: „Jahrelang hat er gegackert, jetzt muß er ein Ei legen.“ Es erschallen die Sprechchöre: „Lamprecht raus — Lamprecht raus — Lamprecht raus.“ Nach zehn Minuten erscheint er vor den Kumpels. Es wird ihm gesagt, daß er ja der Vermittler zwischen Kapital und Arbeit sein soll und daß er von der Gewerkschaft bezahlt wird, er soll eindeutig dazu Stellung beziehen, ob die Forderungen der Bergarbeiter berechtigt sind oder nicht. Das erste was er sagt ist: „Ich werde nicht von der Gewerkschaft bezahlt, sondern nur vorgeschlagen, und voll vom Unternehmen bezahlt.“ Die direkte Entgegnung der Streikenden: „Wieviel kriegst du im Monat?“ Er gibt keine Antwort darauf. Dann redet er weiter und meint, er könne nur das sagen, was der Vorstand am Morgen beschlossen hat: die Saarbergwerke lehnen es ab, die Forde-

rungen der Streikenden zu erfüllen, wegen des Defizits. Es wird ihm entgegnet, das wollte man nicht hören, sondern er solle seinen Mann stehen, und die Frage ist: Sind die Forderungen berechtigt oder nicht? Er gibt keine Antwort und wird ausgepiffen. Abschließender Kommentar eines Arbeiters: „Der Lamprecht ist ein Känguruh, denn er macht große Sprünge und hat nichts im Beutel.“ Zum Schluß werden über Megaphon noch einmal die Forderungen vorgetragen, die inzwischen durch 2 weitere ergänzt wurden, nämlich: **die volle Bezahlung der Streikschichten und: keine Repressalien gegen die Streikenden.** Die Kumpels beschließen, am nächsten Tag noch machtvoller zu demonstrieren, um hinter die Verhandlungen in Bonn Druck zu machen. Die 3 Schichten der Gruben sollen zusammen am Donnerstagmorgen durch Saarbrücken marschieren. Zusammenfassend kann man sagen, daß am Mittwoch den streikenden Kumpels gegenüber die „weiche Welle“ läuft. CDU und SPD versprechen den Bergleuten, ihre berechtigten Forderungen in Bonn vorzutragen. Die Landesregierung stellt die Mittel bereit. Die Banneile um Landtag und Staatskanzlei existiert an diesem Tag nicht. Alles in allem ein guter Anfang, denn die Bergleute haben das Gefühl, daß sie den zuständigen Herrn ganz schön Feuer unter den Arsch gemacht haben.

8000 Kumpels demonstrieren in Saarbrücken

Am Donnerstag, den 25. 10., greift der Streik auf die Wasserwerke von Saarberg über und auch die Kokerei drosselt aus Solidarität ihre Produktion um 10%. In Saarbrücken versammeln sich 8000 Kumpels und demonstrieren durch die Stadt. Sie fühlen sich in der Stadt wohl, da die Sympathie der Bevölkerung auf ihrer Seite ist. Gleichzeitig beginnen sie die Bevölkerung zu agitieren. Stehen Angestellte an den Fenstern, werden sie gefragt, ob sie nichts zu schaffen haben. Arbeiter werden aufgefordert, auch die Brocken hinzuschmeißen.

Am Landtag sind an diesem Tag 6 Hundertschaften Polizei aufgefahren, um die staatliche Macht zu demonstrieren. Viele Bergleute sind aber echt beleidigt, daß man ihnen die jüngsten Polizisten, — noch Milchbubis — gegenübergestellt hat. Auch die Staatskanzlei wird von Bullen bewacht. Als ihre Forderungen von der Landesregierung abgelehnt werden, macht sich unter einem Teil der Kumpels leichte Resignation breit. Die Landesregierung ist über Nacht auf den harten Kurs der Bundesregierung eingeschwenkt, die die Forderungen für unberechtigt und unerfüllbar erklärt. Auf dem Weg zur Bergwerksdirektion verfliegt diese Resignation aber wieder, und die Bergleute beschließen, am Freitag noch stärker zu sein und ihre Frauen mitzubringen, denn

schließlich sind die es, die mit den Bettelgroschen auskommen müssen. Gegen 14.00 Uhr löst sich die Demonstration auf.

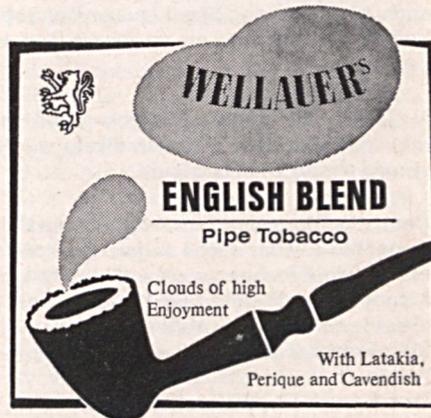
Die „konzertierte Aktion“

Aber Saarberg nützt die Zeit bis zum nächsten Morgen gut. Um 17.00 Uhr wird über Rundfunk eine Übereinkunft zwischen Vorstand und Gesamtbetriebsrat bekanntgegeben:

1. Wer am Freitag, dem 26. Oktober 1973, seine Arbeit zur normalen Schichtzeit wiederaufnimmt, soll die Möglichkeit haben, die durch den Aufstand ausgefallenen Schichten entweder durch Nacharbeit, durch Schreiben von Erholungsurlaub oder durch Vorziehen von Urlaub aus dem Jahre 1974 auszugleichen. In diesem Fall entfällt die durch den Ausfall der Schichten bedingte tarifvertraglich geregelte Reduzierung des Weihnachtsgeldes.
2. Um zu vermeiden, daß die Belegschaftsmitglieder und deren Familienangehörige ohne Versicherungsschutz dastehen (Arzt, Krankenhaus), wurde vereinbart, die am 26. Oktober 1973 anfangenden Belegschaftsmitglieder so zu stellen, als sei das Arbeitsverhältnis nicht unterbrochen.

Diese Übereinkunft wird ab 21.00 Uhr an allen Gruben und übrigen Saarbergbetrieben verteilt.

Um 18.00 Uhr kommt die Meldung, Teile der Mittagsschicht hätten die Arbeit wieder aufgenommen. Genauere Informationen habe man noch nicht. Ab 19.00 Uhr wird über Rundfunk und Fernsehen eine Erklärung des Bundesvorsitzenden der IGBE, Adolf Schmidt, verbreitet. Sie beginnt mit den Worten: In ernster Stunde... Adolf Schmidt scheut nicht davor zurück, darauf hinzuweisen, daß die IGBE zur Wahrnehmung der Interessen der Mitglieder immerhin auch schon einmal, nämlich 1963!., gestreikt hat. Am Schluß werden die Bergleute aufgefordert, wieder zu arbeiten. Diese Erklärung wird auch zur Nachtschicht verteilt. Den ganzen Abend macht der saarländische Rundfunk Propaganda für Saarberg.



Die Situation vor der Nachtschicht

In Ens Dorf, Luisenthal und im Warndt fährt nur die Notbelegschaft an. In Götzelborn ist eine Versammlung, die nach längerer Diskussion beschließt, weiterzustreiken. In Reden sind etwa 30 Kumpels versammelt, um zu diskutieren. Einem Gewerkschaftsfunktionär werden die Flugblätter (Erklärung Adolf Schmidts) aus der Hand gerissen und auf die Bahngleise geworfen. Ein anderer Funktionär wird ausgelacht, als er erklärt, die Grube Camphausen wird stillgelegt, dort arbeitet nur noch eine Handvoll Kumpels. Zur Nachtschicht fährt niemand ein.

Das Ende des Streiks

In der Nacht sind die Partiemänner unterwegs, um ihre Leute zusammenzusuchen, dabei werden auch die Flugblätter von Saarberg in die Häuser gebracht.

Als die Kumpels am Morgen zu den Gruben kommen, ist die Beleuchtung auf den Vorplätzen ausgeschaltet. Man sieht kaum etwas. Dauernd wird über Lautsprecher bekanntgegeben, daß auf den Gruben schon gearbeitet wird. Als ein größerer Haufen — die Notbelegschaft, denn für diesen Morgen hat Saarberg eine dreimal so große Notbelegschaft bestellt — hieingeht, zieht er einen Teil der Außenstehenden mit. Als die Kumpels in der Grube sind und feststellen, daß bei ihnen noch nicht gearbeitet wird, haben sie keine Möglichkeit mehr, sich mit den anderen Gruben in Verbindung zu setzen, sämtliche Telefonleitungen sind gesperrt. Um 9.00 Uhr fangen als letzte die Kumpels von Reden an zu schaffen. Folgende Gründe haben wesentlich zum Ende des Streiks beigetragen:

1) Die Androhung des Verlustes der Krankenversicherung.

Erst zu diesem Zeitpunkt haben sich z. B. die Frauen der Kumpels gegen den Streik gestellt.

2) Die Falschmeldungen über eine Wiederaufnahme der Arbeit, die in Rundfunk und Fernsehen verbreitet wurden. Es ist hier nicht gelungen, eine Gegenöffentlichkeit aufzubauen. Auch die DKP, die als einzige permanent an den Gruben informiert, gibt zu früh auf. Ihr letztes Flugblatt am Freitagmorgen geht viel zu wenig auf das „Angebot“ von Saarberg und die Falschmeldungen ein. Vor allem wird nicht aufgefordert, weiterzukämpfen.

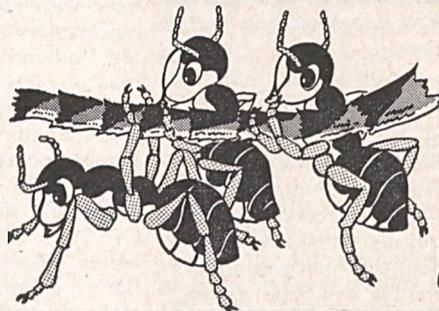
3) Die Streikentschlossenen sind an diesem Morgen nicht an den Gruben, sondern sind direkt zur vereinbarten Demonstration nach Saarbrücken gefahren. Viele von ihnen gehen auch nachdem der Streik zusammengebrochen ist, nicht arbeiten. Sie meinen, an so einem Tag kann man nur noch saufen.

4) Die Behauptung von Saarberg und der bürgerlichen Presse, die DKP und andere Linksradikale würden den Streik steuern, verunsicherte die Bergleute.

Über die Stimmung der Kumpels nach dem Streik läßt sich im Augenblick kaum etwas sagen. Die totale Resignation scheint nicht ausgebrochen zu sein. Der Streik hat durch das Polizeiaufgebot mit Pistole und Knüppel den Bergleuten gewaltig die Augen geöffnet. Außerdem haben die Bergleute das Gefühl, trotz der IGBE 2 Tage ihre Kampfbereitschaft gezeigt zu haben.

**Erstabdruck in „Wir wollen alles“,
Extraausgabe**

**Einer
für alle**



**alle
für einen**

(ein gutes Beispiel... die Amelisen)

Dieses Solidar-Prinzip schätzen weit über 5 Millionen DAK-Versicherte.

Wer wenig verdient (oder gar nichts), zahlt wenig. Wer mehr verdient, zahlt mehr — trotzdem hat jeder den gleichen Leistungsanspruch.

Die DAK wird von ihren Mitgliedern verwaltet...

Selbstverwaltung — das ist Mitbestimmung im wahrsten Sinne des Wortes!

Die DAK bietet allen Studenten **vollen Krankenversicherungsschutz ab 17 DM monatlich.**

Studenten können Mitglied der DAK werden, wenn sie vorübergehend eine Angestelltentätigkeit ausüben, z. B. als Werkstudent.

Über Leistungen, Beitragseinstufung und Weiterversicherung geben unsere 875 Geschäftsstellen im Bundesgebiet und in West-Berlin jede gewünschte Information.

DAK
DEUTSCHE ANGESTELLTEN-KRANKENKASSE

Kampfbetrieb: OPEL

Am Dienstag, 22. 8. 1973, begann Opel Bochum als erster Großbetrieb im Sommer 1973 für eine Teuerungszulage zu streiken. Vorausgegangen war eine Verschärfung der Arbeitshetze mit unzähligen Sonderschichten seit Herbst 1972. Die Knochenarbeit brachte dem Opel-Konzern ein Rekordjahr von 80% Mehrgewinn = 461 Mill. DM, für die Arbeiter außer kaputten Nerven und Gesundheitsschäden ein effektiv niedrigeres Einkommen (allgemeine Teuerung von 20%). Auf den Belegschaftsversammlungen artikuliert sich die Wut darüber. Auf der Versammlung vom 28. 6. 1973 einigte sich die Belegschaft von Werk I und Werk II auf folgende Forderungen: Arbeitszeit von 6–14 Uhr und von 14–22 Uhr, einschl. bezahlter Pausen; Klimaanlage! Als Sofortmaßnahme Kurzpausen!

Weihnachtsgeld auf der Grundlage von 185 Stunden; mind. 1 Tag bezahlter Sonderurlaub für alle; als wichtigste wurde die Forderung nach 100 DM mehr im Monat als Teuerungszulage gestellt.

Am 14. 8. 1973 marschierten in der großen Pause ca. 30 Vertrauensleute auf Drängen der Belegschaft zu Sonak (Vorsitzender des Vertrauenskörpers) und Perschke (Betriebsratsvorsitzender). Die Vertrauensleute forderten 250–300 DM Teuerungszulage auf die Hand. Sowohl Sonak wie auch Perschke trugen dem Betriebsratsausschuß (11 Mitglieder) nur die Forderung von 250 DM Teuerungszulage vor. Als sie deswegen scharf kritisiert wurden, antwortete Perschke: „Die Vertrauensleute haben 250 DM gefordert. Ihr Wille ist mir heilig. Auch wir haben geschwankt, ob wir 200 DM oder 250 DM fordern sollten.“ Auf Druck der Belegschaft und der Vertrauensleute mußte die Forderung von 300 DM Teuerungszulage auf der Gesamtbetriebsratsversammlung in Rüsselsheim vorgetragen werden.

Am Dienstag, 21. 8. 1973, wurden alle Forderungen grundsätzlich abgelehnt. Die Betriebsleitung weigerte sich auch, darüber Verhandlungen aufzunehmen. Als das Ergebnis am Mittwoch im Betrieb bekannt wurde, legte die Frühschicht im Werk II (Chassisbau, Motorenbau), nachdem das Ergebnis in der Pause diskutiert wurde, die Arbeit nieder. Im Hauptwerk I (ca. 11 000 Arbeiter [Preßwerk, Kühlerbau, Karosseriewerk, Lackiererei und Endmontage]) ging der Streik wie schon 1970 vom Preßwerk aus. Die Arbeiter dort bildeten einen Zug, der mit dem Ruf „Heja,

Heja, wir wollen 300 DM“ von Halle zu Halle zog. Der Zug schwoll unaufhörlich an und noch vor Schichtwechsel stand fast das ganze Werk still. Die Mittagsschicht nahm die Arbeit gar nicht erst auf. Auch das kleinste Werk III (Zentral-Ersatzteillager) schloß sich an. 19 000 Opel-Arbeiter standen im Streik!

Viele Arbeiter trafen sich auf der Wiese vor dem Verwaltungsgebäude. Sie diskutierten über die Forderungen, den Streikverlauf und genossen das schöne Wetter. Die meisten der Arbeiter blieben aber in den Hallen. Die Geschäftsleitung hatte bei Streikbeginn gleich geschaltet und alle Meister informiert, daß sie die Arbeiter an den Arbeitsplätzen halten sollten. Die Meister sagten: „Wer an seinem Arbeitsplatz bleibt, der kriegt die Schicht bezahlt, und wer auf die Wiese geht, der bekommt nichts.“ Mittwochs-morgen war es den Arbeitern noch möglich, Informationen der Werke in Langendreer und Laer auszutauschen. Am Nachmittag wurden aber die Tore dicht gemacht und nichts und niemand kam aus dem Betrieb rein oder raus.

Am Donnerstag wird der Streik fortgesetzt. Die Geschäftsleitung versucht, indem sie die Bänder zu Schichtbeginn anlaufen läßt, die Streikfront aufzuweichen. Dieses gelingt aber nicht. In fast allen Abteilungen müssen die Bänder nach wenigen Minuten wieder abgestellt werden. Da wo die Einschüchterungsversuche der Meister Erfolg haben, werden die Streikbrecher von Kollegen aus anderen Abteilungen daran gehindert weiterzuarbeiten. Während des Schichtwechsels verlassen zwei Transporter, mit dem neuen Kadett beladen, das Werksgelände.

Diese sind vorerst die letzten Autos, die ausgeliefert werden können. Ein Zug, der auch versucht, das Werk zu verlassen und voller Kadetts ist, wird von den Streikenden aufgehalten. Man setzt sich einfach auf die Schienen und diskutiert mit dem Lokführer über den Streik und die Teuerungszulage. Mit einem Aushang will die Geschäftsleitung den Streikenden Angst einjagen; sie verkündet, daß jeder, der sich am Streik beteiligt, den Arbeitsvertrag bricht und keinen Anspruch auf Lohnzahlung und Lohnfortzahlung hat. Dieses läßt die Opel-Arbeiter aber kalt. Auch die Mittagsschicht, die als die radikalere gilt, setzt den Streik fort.

In Rüsselsheim wird unterdessen verhandelt. Keiner weiß genaueres über die Verhandlungen. Man spricht über eine Leistungs- und Akkordzulage. Als die

Mittagsschicht das Werk verläßt, sind die Kollegen sich einig. Morgen streiken wir weiter!

Am Freitag, 24. 8. 1973, geht der Streik weiter. Am Vormittag gibt Perschke das Ergebnis der Verhandlungen in Rüsselsheim bekannt:

- Leistungs- und Akkordzulagen von 15 Pfg. pro Stunde (das macht rd 30 DM mehr im Monat aus);
- 180 DM Teuerungszulage für die Monate Juli bis Dezember;
- 100 DM Vorschuß auf das Weihnachtsgeld.

Alle anderen Forderungen sind vom Verhandlungstisch verschwunden. Auch von der Bezahlung der Streikschriften ist nicht die Rede. Ein Großteil der Opel-Arbeiter geht murrend in die Hallen an die Arbeit zurück. Während aber die Arbeit z. T. wieder aufgenommen wird, spricht es sich herum, daß die Streikschriften nicht bezahlt werden. Dieses bedeutet aber, daß der Streik völlig umsonst gewesen wäre, denn die läppischen 280 DM würden gerade den Lohnausfall decken. Vielen Opelern, die schon am Donnerstag nicht mehr so ganz für den Streik waren – die Drohungen der Meister und die Ungewißheit über die Verhandlungen in Rüsselsheim nagten an der Solidarität –, war das denn doch zuviel. Opel stand wieder still!

An diesem Freitag bildete sich auch ein Zug von über tausend Arbeitern, die von Werk I zu Werk II ziehen wollten, um dort eine große Streikversammlung abzuhalten. Dieses wurde aber von einem Mitglied der Vertrauenskörperleitung (der auch Mitglied der DKP ist) verhindert. Als der Zug schon das Werk verlassen hatte, beschwor er die Streikenden, die Geschäftsleitung von Opel nicht noch zu reizen und das Werk zu verlassen. Daraufhin kehrten alle wieder in das Werk zurück.

Das Wochenende war für die Geschäftsleitung der Adam Opel AG die große Chance, die Streikfront aufzuweichen. Und genau das versuchte sie auch. Alle 19 000 Arbeiter bekamen einen Brief ins Haus geschickt. In diesem Brief legte man noch einmal die Angebote vor, mit denen Perschke schon vor der Belegschaft durchgefallen war, und drohte damit, daß auch diese hinfällig werden, wenn am Montag die Arbeit nicht wieder aufgenommen würde. In der Isolation des trauten Heimes wurden dann auch die meisten Opel-Arbeiter von ihren Frauen weichgekocht.

Am Montag, 27. 8. 1973, waren die Bosse von Opel sehr gut vorbereitet. In Werk I waren überall Werksbullen, Meister und Obermeister postiert, die jeden aufschrieben oder fotografierten, der nicht arbeiten wollte. Ganz besonders hatte man sich auf das Präswerk konzentriert. Hier, in der Abteilung, von der der Streik ausgegangen war, trieben sich ungefähr 500 Bullen, Werksbullen (z. T. aus Rüsselsheim und Kaiserslautern herbeigeschafft), Meister und Obermeister herum. Hier war auch die Überwachung besonders scharf. Hier wurde an jeder Ecke fotografiert, aufgeschrieben und angetrieben. Jeder, der mit seinem Nachbarn am Arbeitsplatz sprach, wurde notiert, jeder, der zur Toilette ging, wurde von ein bis zwei Werksbullen verfolgt und fotografiert. Damit hatten die Kollegen nicht gerechnet. Keiner wagte es auch nur von seiner Arbeit aufzusehen. Keiner sprach ein Wort. Trotz aller Repressionen und Angstmachereien traf sich in der Pause um 11 Uhr eine kleine Gruppe von ungefähr 30 Mann und zog dann durch die anderen Hallen. Aber niemand schloß sich ihnen an, so daß sie sich nach einiger Zeit wieder auflösten. Eine halbe Stunde später formierte sich dann wieder ein Zug von rd. 1000 Arbeitern, die dann auch wieder auf der Wiese erschienen. Diese 1000 Arbeiter verhinderten, daß ein vollbeladener Zug das Werksgelände verließ. Sie setzten durch, daß alle Autos von diesem Zug wieder heruntergefahren wurden. Kurz vor Ende der Frühschicht wollte dann ein Teil der Streikenden zur Endmontage gehen, weil dort noch gearbeitet wurde. Dazu kam es dann aber nicht mehr, weil der Großteil der Streikenden sich auf eine Diskussion mit Meistern und Typen von der Geschäftsleitung einließ. Die Mittagsschicht nahm die Arbeit wieder auf und es wurde auch kein Versuch unternommen, den Streik fortzuführen.

Auch im Werk II in Langendreer waren an diesem Montagmorgen die Repressionen sehr groß. Hier drohten die Meister: „Wer auf die Wiese geht, der kann auch gleich nach Hause gehen!“ Trotzdem wurde hier weitergestreikt. Nur etwa 10% der Belegschaft von Werk II wollte arbeiten. Alle anderen haben erst gar nicht mit der Arbeit begonnen. Aber auch hier war die Unsicherheit sehr groß. Auf die brennende Frage, ob in Werk I auch gestreikt werde, konnte niemand eine Antwort geben. Alle Verbindungen zwischen den beiden Werken waren unterbrochen. Als dann kurz vor der Pause die Nachricht kam, daß im Werk I gearbeitet werde, brach der Streik auch hier zusammen. Man hatte trotz der massiven Drohungen ausgehalten und auf der Wiese gesessen.

Schleimer und Arschkriecher

Die Geschäftsleitung hatte gesiegt. Niemand, weder in Werk I noch in Werk II sprach über den Streik. Niemand dachte daran, den Streik wieder aufzunehmen. In dieser Siegesstimmung ging man gleich

daran, die Agitatoren zu entlassen. Mittlerweile hat man sieben Leute, darunter zwei Vertrauensleute entlassen. Gleichzeitig ließ die Geschäftsleitung durchsickern, daß alle diejenigen, die an den Streiktage ihren Arbeitsplatz nicht verlassen hatten, die Streiktage bezahlt bekämen. Wie es sich aber schon bald herausstellte, stimmte das nicht. Die Bezahlung der Streiktage wird durchweg nur denen zugesagt, die sowieso als Schleimer und Arschkriecher in den Abteilungen bekannt sind. Um aber allen das durch die unbezahlten Streiktage verlorene Geld wieder zukommen zu lassen, haben der Betriebsrat und die Geschäftsleitung ein faules Abkommen geschlossen. Die Opel-Arbeiter dürfen durch zusätzliche Samstagsschichten das wieder hereinholen, was ihnen auch so zusteht. Das aber war vielen Arbeitern dennoch zuviel des Entgegenkommens. Wenn sie schon nicht mehr aktiv streikten, so wollten sie diese Schweinerei denn doch nicht über sich ergehen lassen und blieben zu einem großen Teil an den Samstagen, wo die Sonderschichten gefahren wurden, zuhause und verweigerten somit passiv die Arbeit. Die letzte Meldung ist, daß nun auch diese Sonderschichten nicht (vorerst jedenfalls) gefahren werden. Der Betriebsrat, der alle Sonderschichten, die die Adam Opel AG fahren will, genehmigen muß, hat diese jetzt abgelehnt. Da Opel aber daran interessiert ist, daß diese Schichten laufen (der neue Kadett wird schon wieder ein Schlager), wurde der Fall an einen Vermittlungsausschuß weitergegeben. Dieser muß dann über die Frage der Sonderschichten entscheiden.

Die Deutschen und die Ausländer

Der Streik bei Opel/Bochum war ein deutscher Streik, d. h. er wurde begonnen, getragen und geprägt von deutschen Fach- und Massenarbeitern. Die ausländischen Arbeiter machten mit, spielten aber keine exponierte Rolle, weder als radikale Avantgarde noch als Streikbrecher. Die relativ geringen Spannungen zwischen deutschen und ausländischen Arbeitern haben verschiedene Ursachen. Zum einen sind bei Opel/Bochum verhältnismäßig wenig ausländische Arbeiter beschäftigt, ca. 2500 bei einer Belegschaft von 19 000. An den Bändern stehen viele Deutsche, d. h. viele deutsche Arbeiter machen die Arbeit, die in anderen Betrieben fast ausschließlich von Ausländern gemacht wird, weil zum einen das Zechensterben und die Rationalisierungen in der Stahlindustrie einen rapiden Schwund an Arbeitsplätzen mit sich brachten. Zum anderen findet im Ruhrgebiet eine sehr niedrige Qualifikation der Arbeitskräfte statt durch die immer noch einseitige Ausrichtung auf die Schwerindustrie (25% der Hauptschüler schaffen keinen Hauptschulabschluß; vgl. Stufenbildung bei Krupp). Auch die Lebensbedingungen der Deut-

schen und Ausländer sind im Ruhrgebiet nicht so unterschiedlich wie in anderen Großstädten oder Industrieregionen. Die Wohnungen im Ruhrgebiet sind durchweg kleiner und schlechter als anderswo. Das Ruhrgebiet hat mit 4.619,- DM das niedrigste Pro-Kopf-Einkommen aller Industrieregionen: in Hamburg ist das Pro-Kopf-Einkommen 6.270,- DM, im Rhein-Main-Gebiet 6.380,- DM und in München 6.500,- DM.

Die Ausländerfrage steht im Revier nicht erst seit den 60er Jahren an, sondern prägt die ganze Geschichte des Ruhrgebiets. Hier gibt es keine alteingesessene Bevölkerung, wer hier lebt, tut das höchstens seit zwei bis drei Generationen. Der Großteil kam mit den polnischen, tschechischen und ostdeutschen Einwanderern Ende des letzten Jahrhunderts bis in die 20er Jahre. Und die Zahl dieser Einwanderer ist viel höher als die der heutigen Arbeitsemigranten aus den südlichen Ländern. Wenn man selbst Emigrantenerfahrung hat und mit den ausländischen Arbeitern dieselbe unerträgliche Arbeitssituation teilt, fallen die wichtigsten Ursachen weg, an denen sonst der Spaltungshebel angesetzt werden kann. Deshalb herrscht natürlich noch lange nicht eitel Freude und Einigkeit: „Die sitzen in ihrer Ecke und wir in unserer.“ Im allgemeinen fühlt man sich immer noch unter Landsleuten wohler, die versteht man besser, die sind einem ähnlicher. Wenn man ausländische Arbeiter nach ihrem Verhältnis zu den deutschen Kollegen fragt, bekommt man zur Antwort: „Wir können ohne die deutschen Kollegen nichts machen. Wenn sie etwas machen, ist es gut und wir machen mit. Wenn sie nichts machen, können wir auch nichts machen.“

Die Bänderabteilungen, in den meisten Betrieben reine Ausländerghettos und durch die schlechtesten Arbeitsbedingungen meist Ausgangspunkt von Aktionen, spielen diese Rolle bei Opel/Bochum nicht.

Aufgrund der ökonomischen Krise im Ruhrgebiet und den vielen Freisetzungen ist der Anteil der Ausländer wesentlich geringer als im Bundesdurchschnitt. Ende 1972 waren im Ruhrgebiet nur 7,7% der Beschäftigten Ausländer, im übrigen Nordrhein-Westfalen 12%, im Bundesdurchschnitt knapp 11%.

Trotz der geringen Quote von Ausländern sind diese besonderer Behandlung von Opel unterworfen. Die meisten Ausländer sind nur ein halbes Jahr bei Opel. Seit Anfang 1973 werden außerdem die als radikal eingeschätzten Spanier nach und nach durch Türken ersetzt. Diese Taktik läßt exemplarisch am Kühlerbau, einer Abteilung, von der auch die Produktion in Rüsselsheim abhängig ist, verfolgen. Zum einen wurden hier besonders rechte Vertrauensleute und Meister eingesetzt, zum anderen Türken, die größtenteils erst einige Wochen in Deutschland waren, als der Streik begann.

Radikalste Abteilung: das Preßwerk

Im größten Werk I ist seit jeher die radikalste Abteilung die D 3 – das Preßwerk. Die Streikinitiativen gingen in den letzten Streiks regelmäßig – auch diesmal von den Facharbeitern in dieser Abteilung aus. Es sind Schnittbauer, die in Bochum in der gleichen Halle wie die Arbeiter an den Pressen arbeiten. Durch das Zusammenlegen von in anderen Betrieben getrennten Abteilungen ergibt sich eine unerträgliche Arbeitssituation. Der massive Schleifstab, der früher oder später zu einer Staublunge führt, mischt sich mit dem verdampfenden Öl der Pressen. In der Halle herrscht eine unerträgliche Hitze, die Klimaanlage sind veraltet, der infernalische Krach der Pressen straziert die Gesundheit.

Trotzdem ist die Kommunikation in dieser Halle die beste im ganzen Werk. Anders als die Bandarbeiter können die Schnittbauer sich freier bewegen, die Arbeit mal eine halbe Stunde lang liegen lassen, miteinander reden bzw. brüllen. Die Abteilungskantine – die größte im ganzen Werk – ist ständig bevölkert, den ganzen Tag über sind hier Gruppen von Arbeitern, während die meisten aus den anderen Abteilungen nur in der Pause miteinander reden können.

Zu der relativ größeren Radikalität dieser Abteilung trägt bei, daß von den Werkzeugmachern, die bei Opel eine Lehre machen, die meisten anschließend auf eine Schule o. ä. gehen. Von denjenigen, ins Preßwerk. Die Mischung von festgelegter Lebensperspektive als Malocher und extrem schlechten Arbeitsbedingungen, andererseits die starke Kommunikation untereinander ergeben so eine explosive Mischung.

Alle Vorstellungen, die darauf hinauslaufen, daß die unqualifizierten Massenarbeiter die radikale und kämpferische Avantgarde des Streiks darstellten und unter ihnen vor allem die Ausländer, daß auf der anderen Seite die Facharbeiter ängstlich auf das Werkwohl bedacht und somit gegen den Streik eingestellt waren, sind falsch. In Wirklichkeit war dies viel differenzierter. Die Facharbeiter im Preßwerk begannen schon traditionell den Streik. Die Beteiligung von Abteilungen mit Fließband am Streik war sehr groß, insgesamt war sie stärker als bei den Facharbeitern, wo manchmal ganze Kolonnen immer wieder versuchten, die Arbeit aufzunehmen. Aber auch in Bandabteilungen, besonders da, wo Türken arbeiten, war die Streikteilnahme zögernd. Diese Widersprüche in der Belegschaft haben Gründe, die mit der besonderen Situation der Arbeiter bei Opel zu tun haben.

Um den Streik bei Opel/Bochum zu verstehen, muß man wissen, daß Opel für viele Bergleute und Stahlarbeiter, oft nach häufigen Berufs- und Arbeitsplatzwechseln, die letzte Möglichkeit ist, einen entsprechenden Arbeitsplatz zu finden. Zudem zahlt Opel in Bochum die höchsten Löhne. Trotz der fürs Ruhrgebiet hohen Löhne, daß im Gegensatz zur Stahlindustrie nicht in drei, sondern in zwei Schichten gearbeitet wird, daß es keine Samstags- und Sonntagsarbeit gibt und keine Weihnachtsarbeit, versuchen viele an Opel vorbeizukommen: „Da mußte ran, da ist es aus mit dem Lenz.“

Die Arbeitssituation in der Stahlindustrie und im Bergbau unterscheidet sich grundsätzlich von der bei Opel. Dort steht nicht einer am andern wie bei Opel (z. B. steht an einer Walzstraße, wo früher 20 Arbeiter standen, durch die Rationalisierungen heute nur noch einer),

die Arbeit ist viel lascher, von den acht Stunden werden vielleicht sechs gearbeitet. Die Kontrolle ist nicht so scharf. Im Bergbau war das Verhältnis zu den Meistern ein ganz anderes, die man für jede Vergünstigung schmieren konnte und mußte (siehe Interview). Opel ist dagegen eine Kaserne, ein Zuchthaus, wo man beständig von Maschinen und Meistern getrieben wird. Dazu gehört auch, daß der Werksschutz der stärkste und schärfste in Bochum ist, daß man zur Einstellung einen Beschäftigungsnachweis in einem anderen Betrieb braucht (keine vorübergehend Arbeitslosen) und ein polizeiliches Führungszeugnis.

Diese Situation produziert Widersprüche innerhalb der Belegschaft zwischen Arbeitern, die nur Opel kennen und solchen, die z. B. von einer kaputtgegangenen Zeche in die andere verschoben wurden. Und Widersprüche zwischen denen, die das Kriechen von Industriezweigen mit all ihren katastrophalen Folgen für die Arbeiter mitgemacht haben. Die einen radikalisiert diese Erfahrung, ein Großteil aber zerbricht daran. Die Angst um die nackte Existenz verschlingt alles andere.

Diese kollektiv so schwierige Situation, daß, wenn man bei Opel rausgeschmissen wird, es unheimlich schwer ist, einen entsprechenden Arbeitsplatz und Lohn zu finden, erschwert auch die Herausbildung einer radikalen Avantgarde.

Die Kampfformen

Die Taktik der Geschäftsleitung war von der ersten Streikminute an, die Arbeiter massiv daran zu hindern, Umzüge zu machen und sich auf der Wiese zu treffen. Wer sich am Arbeitsplatz aufhielt oder in dessen Umkreis, wurde als „Arbeitswilliger“ eingestuft, der die Streiktage



bezahlt bekommt. Wer das nicht tat, wurde als „arbeitsunwillig“ aufgeschrieben, dem die Streiktage nicht bezahlt werden. Einige als radikal bekannte Kollegen hatten die ganze Zeit einen Meister neben sich stehen, der selbst jeden Gang aufs Klo argwöhnisch beobachtete. Ebenso scharf war die Bewachung wichtiger Abteilungen, z. B. vom Kühlerbau, von dem Rüsselsheim abhängig ist. Unter diesem Druck blieb der größte Teil der Arbeiter in den Hallen, im Gegensatz zum Streik 1970. Dort wurde zwar auch in kleinen Gruppen diskutiert, viele saßen aber auch einfach nur so rum.

Unter diesen Bedingungen wurde der Aufenthalt auf der Wiese und die Teilnahme an den Umzügen zu einer Kampffrage. 1970 konnten sich viele aus den Hallen verdrücken mit der Ausrede: „Ich muß mitkriegen, was der sagt“, denn alle zwei Stunden kam der Betriebsrat mit neuen Informationen. Diesmal sorgte der Betriebsrat mit dafür, daß die Repression lückenlos wurde.

Die größten Umzüge kamen in den ersten beiden Tagen zustande, später bröckelten sie ab, wurden aber trotzdem zweimal pro Schicht durchgeführt. Was außerhalb der Hallen unternommen wurde, z. B. Umzüge durchs Werk, Züge zu den anderen Werken (Werk II und Werk III), und der versuchte Zug von Werk I nach Werk II), wurde möglichst gemeinsam unternommen. Kein einzelner oder eine Gruppe trat dabei besonders hervor. Die Kollektivität der Aktionen war ein maximaler Schutz für jeden. Das zeigt sich auch darin, daß im Verhältnis zu anderen Betrieben relativ wenige entlassen werden konnten.

Eine zentrale Rolle in der Diskussion spielte die Disziplin. Es sollte kollektiv verhindert werden, daß so viel wie 1970 geöffnet wurde und dann Autos demoliert wurden. Man muß das richtig verstehen. Zum ersten Mal streikten die Opelarbeiter ohne die Unterstützung der Gewerkschaften und damit gegen sie. Was das heißt, wird an anderer Stelle näher ausgeführt.

Aus dieser Situation heraus wurde der Streik eine Angelegenheit aller. „Das ist unser Streik“ wurde immer wieder betont. Um diese schwierige Sache zu packen, wurde zum einen die kollektive Disziplin propagiert und auch eingehalten und zum anderen die Kollektivität der Aktionen. Dadurch passierte während des Streiks auch relativ wenig.

Die Bildung eines Streikrats, der wie bei Ford/Köln den Anspruch erhebt und auch durchsetzt, mit der Geschäftsleitung zu verhandeln unter Ausschaltung des Betriebsrats, wurde in Bochum dadurch erschwert, daß die Verhandlungen in Rüsselsheim liefen. Der Bochumer Geschäftsführer Gensert muß für jeden Furz erst Zustimmung aus Rüsselsheim oder den USA holen. „Bei mehr als hundert Schrauben wird Detroit gefragt.“

Dem vielgeschmähten und verhaßten Betriebsratsvorsitzenden Perschke konnte deshalb schwerer als anderswo die Legitimation für Verhandlungen bestritten werden. Wer in Rüsselsheim verhandelt, kann schlechter kontrolliert und unter Druck gesetzt werden, als wenn er es an Ort und Stelle tut. Die Opelarbeiter waren in der unerträglichen Situation, in den Verhandlungen von jemand vertreten zu werden, der alles versuchte, um ihren Streik zu ersticken und sahen keine Möglichkeiten etwas dagegen zu unternehmen.

Die Gewerkschaft

Bei Opel sind 15 000 Mitglieder in der IG-Metall. Der Betriebsrat bei Opel ist ein Exponent des rechten Flügels der SPD. Im Unterschied zum Streik 1970 wurde dieser Streik absolut ohne die Unterstützung der IGM durchgeführt, auch ohne die sonstige augenzwinkernde Zustimmung. Die Gewerkschaft tat alles, um den Streik abzuwiegeln. Am Wochenende versammelte die Betriebsratsmehrheit sogar Vertrauensleute und bearbeitete sie stundenlang. Sie sollten die Leute zur Arbeit bewegen.

Viel entscheidender ist aber, daß sie praktisch den Informationsfluß zwischen den Werken sabotierten. Den Arbeitern fehlten die technischen Hilfsmittel, z. B. die telefonische Verbindung zu den anderen Werken, denn sie waren ja praktisch eingesperrt. Und der Betriebsrat sorgte mit dafür, daß die telefonische Verbindung seit Donnerstag blockiert war. Montag war dies mitentscheidend für den Streikabbruch.

Dies war auch einer der Gründe, warum die „streng sachlichen“ Flugblätter der DKP relativ gut ankamen. Sie brachten Informationen aus dem Betrieb und anderen streikenden Werken. Während des Streiks saßen die Betriebsräte in ihren Büros. Sie gingen nur ganz selten hinaus, um mit den Kollegen zu reden. Anders war das bei den Vertrauensleuten. Etwa ein Viertel der mehr als 700 Vertrauensleute kann als oppositionell bezeichnet werden. Sie unterstützten den Streik und stellten vorher die Forderungen nochmals auf.

Die Gewerkschaftsopposition

Die „Gruppe oppositioneller Gewerkschafter“ (GOG) muß als einzige relevante linke Kraft im Betrieb bezeichnet werden. Ihre Agitation, die Reden auf den Betriebsversammlungen hatten die Diskussion im Betrieb verstärkt. Die Forderung nach einer Teuerungszulage war seit Monaten von ihnen aufgestellt worden. R. Wischnewski war wegen dieser Forderungen u. a. gekündigt worden. Die Taktik der Geschäftsleitung, nämlich die Leute in den Hallen vereinzelt am Arbeitsplatz zu halten, erschwerte das Eingreifen. Wenn keine kollektiven Situationen hergestellt werden, sind die Interventions-

möglichkeiten personell relativ kleiner linker oder gewerkschaftsoppositioneller Gruppen gering. So war die GOG nicht in der Lage, eine Streikleitung zu bilden. Dies ist kein Vorwurf, sondern wesentliches Resultat der unentwickelten Kampfformen.

Zum anderen wurde von der GOG die Taktik der IGM falsch eingeschätzt. Vermutlich rechnete sie mit Unterstützung der Gewerkschaft wenigstens bei einem Streik für Teuerungszulagen. So richteten sie viele Forderungen an den Betriebsrat. Eine konsequente Kritik an der IGM, SPD und Betriebsrat nahm erst nach Streikende wieder zu. Außerdem waren die bekannten Mitglieder der GOG einer unglaublichen Bespitzelung und Kontrolle im Betrieb ausgesetzt. Gegenüber der Versuchung, sich als heroische Kämpfer hervorzutun, verhielten sich die Oppositionellen taktisch richtig, d. h. sie hielten sich zurück.

Der folgenschwerste Fehler der GOG lag und liegt jedoch darin, daß sie wie die Gewerkschaften eine fatale Trennung von politischem und ökonomischem Kampf vollzieht. Die Flugblätter der GOG bezogen sich fast nur auf den unmittelbaren Kampf um eine Teuerungszulage, ohne die politische Gesamtsituation und auch die Perspektiven eines solchen Kampfes zu beinhalten. Dies wurde in falscher Gutgläubigkeit den verschiedenen politischen Gruppen überlassen.

Der Einfluß der GOG läßt sich recht gut am Verhältnis von Werk I zu Werk II zeigen. Ursprünglich war das Werk I radikaler. Bekannte linke Gewerkschafter und Oppositionelle wurden in den vergangenen Jahren vielfach nach Werk II versetzt. Bei diesem Streik war das Werk II geschlossener und radikaler, nicht zuletzt ein Ergebnis der GOG-Politik. „Die Stimmung ist jetzt Scheiße, weil die Entlassungen da sind und das wird praktisch als eine Niederlage gewertet. Hauptsächlich ist das aber wegen der Bezahlung der Streiksichtigen, weil man das nicht durchsetzen konnte. Jeder muß jetzt beim Meister kriechen, ich war arbeitswillig, war doch die ganze Zeit in der Halle, hast du doch gesehen, war nur mal aufm Klo und son Zeug erzählt da jeder und immer ganz allein dem Meister. Die meisten sind jetzt so, es gibt natürlich auch andere.“

Gerade am Beispiel der gefeuerten Leute kann man das sehen. Da will sich jetzt keiner mehr hinterstellen, die sind weg und die kommen sowieso nicht mehr rein bei Opel, meinen die meisten. Thema Nr. 1 sind die Sonderschichten, die sind ja von der Geschäftsleitung beantragt worden, der Betriebsrat will sie vielleicht ablehnen (inzwischen mußte er – WIR WOLLEN ALLES), aber damit ist das ja nicht vom Tisch. Die Bezahlung der Streiktage steht doch immer noch an, und auf Sonderschicht gehe ich nicht. Da müssen die eben zahlen.“

Erstabdruck in „Wir wollen Alles“ Nr. 6

Dieser Bericht über China entstand im Mai 1971, direkt während einer Betriebsversammlung im FIAT-Werk Mirafiori (Turin), als die Vorbereitungen für eine Demonstration in der Stadt diskutiert wurden. Einige Gewerkschaftler hatten gerade davon gesprochen, daß die bürgerlichen Zeitungen und Fiat-Boss Agnelli noch immer behaupten, Italien stehe an der Spitze des Fortschritts und man habe es hier besser als in anderen kapitalistischen Ländern. Da habe ich mich gemeldet, um zu sagen, daß wir jetzt genug über die kapitalistischen Länder als einzigen Maßstab geredet haben. Ich habe stattdessen von einem sozialistischen Land geredet, das auf dem Wege zum Kommunismus ist, von China, wo ich im vorigen Jahr war.

Die Arbeiter haben nämlich eines bestens begriffen: in den kapitalistischen Ländern geht es einem mal etwas besser, mal etwas schlechter, aber die Macht bleibt immer in den Händen der Unternehmer.

Unten in China, wo die Produktion in den Händen der Arbeiter ist, da lehnt sie niemand ab, weil man sie politisch begreift. Sie dient dann dazu, die Fähigkeit zum Kampf zu stärken — so sagen die Genossen in China — um die Revolution fortzuführen. Sie sprechen immer von der Fortführung der Revolution, die Genossen dort unten, und ich sehe es als sehr wichtig an, daß sie nie behaupten, sie hätten ihren Kampf schon hinter sich und beendet, daß sie immer davon ausgehen, daß es zwei Linien gibt: eine rechte und eine linke. Bloß in der Wüste gibt es eine zwei Linien, aber überall, wo ein paar Menschen leben sind einige rechts und einige links. Es kommt immer darauf an, einen klaren Kopf zu behalten und in Diskussionen und durch Analysen zu verstehen, welchen Weg man einschlagen muß.

Also wir waren in dieser Fiat-Versammlung, und es wurde gewünscht, daß wir von einem sozialistischen Land redeten, und so habe ich davon berichtet: von den Betrieben, die von den Arbeitern selbst geleitet werden und in denen die Arbeiter in Versammlungen das Revolutionskomitee wählen und auch, wenn sie wollen, wieder absetzen können. In einer chinesischen Nähmaschinenfabrik haben sie in einem einzigen Jahr elfmal das Revolutionskomitee gewechselt. Das Revolutionskomitee ist nämlich kein Posten, an dem du festkleben kannst, sondern ein Platz, auf dem du die Möglichkeit hast, das Boot zu steuern. Aber wenn du das nicht gut machst, wechseln sie dich aus.

Sehen wir uns die Fabrikorganisation in China genauer an. Wir sind im kapitalistischen System daran gewöhnt, daß wir eine Betriebsleitung haben, Meister und Vorarbeiter, diese ganze repressive Organisation, die dazu dient, die Arbeiter an die Arbeit zu zwingen. In China ist das ganz anders, weil die Arbeiter sich bewußt sind, daß produziert werden muß, damit das Volk besser leben kann, um die Revolution in China und in den anderen Ländern fortzuführen. Dies muß man sich immer vergegenwärtigen, wenn man sich die Arbeit in den chinesischen Fabriken ansieht.

Das erste, was auffällt, sind die Revolutionskomitees. Sie bestehen aus 20 bis 25 Personen, bei Betrieben mit 4—5000 Arbeitern. Das Komitee setzt sich zum größten Teil aus Arbeitern zusammen, daneben gibt es noch Techniker und Soldaten. Das Komitee ist die administrative Betriebsleitung, dagegen liegt die technische Leitung in Händen der „Dreierverbindung“, wie sie es in China nennen: und diese besteht aus den politischen Kadern, den Technikern und den Massen.

Wenn ich der Überzeugung bin, daß die Maschine, an der ich arbeite, nach meinem Maßstab gemacht sein muß, d. h. daß sie nicht unbequem und ermüdend sein darf, dann versuche ich sie zu verändern und rufe dazu die Dreierverbindung. Sie kommt dann ins Werk, wir diskutieren, wie man die Maschine verändern kann, und arbeiten solange zusammen, bis wir es geschafft haben. Das Revolutionskomitee besteht aus drei Abteilungen: eine macht Untersuchungen an der Basis, die zweite macht Führungs- und Verwaltungsarbeit und die dritte arbeitet in der Produktion. Auf diese Weise ist immer nur ein Drittel des Komitees in der Betriebsleitung, und die anderen beiden Drittel machen etwas anderes. Danach wechseln sich ab. In anderen Betrieben wird ein anderes System angewandt; sie verfahren nicht überall nach der gleichen Weise. In einigen Betrieben zum Beispiel gehen alle Mitglieder des Komitees abwechselnd für je zwei Wochentage in die Produktion. Worauf es ankommt, ist, daß jeder, der irgendetwas in der Betriebsleitung ist, Schulter an Schulter steht mit dem, der arbeitet, der die Widersprüche, die Anstrengungen und die Bedürfnisse des Arbeiters durchlebt. Kurz: niemand kann nur ausschließlich leiten.

Ich habe gefragt, was passiert, wenn ein Arbeiter zu spät kommt. Wir wissen, was dann bei uns passiert: Strafen und Entlassungen. Dort gibt es natür-

lich so etwas nicht, sondern du wirst auf den Betriebsversammlungen heftig kritisiert. Es gibt keinen Meister oder Vorarbeiter, der dich bestraft, wenn du zu spät gekommen bist, sondern alle Kollegen erklären dir, daß du das nicht hättest tun dürfen. Sie hängen dir Wandzeitungen hin, massenhaft, die Fabrik ist immer mit Wandzeitungen regelrecht tapeziert.

Von einer Maschine zu nächsten sind Schnüre gespannt, an denen sie Papierbögen aufhängen, die philosophische Erkenntnisse und Erfahrungen zur Diskussion stellen. Man holt sich auch Bücher oder Dokumente aus der Bibliothek — jeder Betrieb hat eine Bibliothek —, und einer liest während der Arbeit laut den anderen vor.

Eine Sache dort, die mir besonders wichtig erscheint, ist das Verhältnis von Hand- und Kopfarbeit. In China greift der Arbeiter direkt ein und benutzt die Technik zu Veränderung und Verbesserung seiner Arbeit. Dies ist das wichtigste, was ich auf meiner China-reise erfahren habe; ich will beschreiben, wie das gemacht wird.

Aber zuerst will ich, nach dem Muster der Chinesen, die immer sehr philosophisch sind, eine philosophische Vorbemerkung machen. Ich arbeite jetzt seit zwanzig Jahren im Betrieb und weiß daher ganz genau, daß für jemanden, der jahrelangen Kontakt mit einer Maschine hat, diese Maschine ihre Anonymität verliert und etwas Persönliches wird. Alle Arbeiter, die jahrelang an einer Maschine gearbeitet haben, fangen schließlich an, ihr einen Namen zu geben und sie richtiggehend zu personalisieren, weil sie zu etwas geworden ist, das mit ihnen lebt. Sie reden zu ihr, sie diskutieren mit ihr, ja, sie behandeln sie sogar zärtlich. Das ist ganz logisch, alle Arbeiter machen das so. Aber nach sehr langer Zeit fragt sich plötzlich einer: was mache ich eigentlich mit dieser Maschine? Ich benutze sie, und das bedeutet: ich akzeptiere das System, so wie es ist, ich beuge mich, halte still und mache immer nur weiter! Aber jetzt muß ich sie zerstören, wegwerfen, weil diese Fabrik und dieser Staat mir nicht gehören, weil ich den Wunsch habe, daß dieses ganze System auseinanderkracht. So wie neulich jener Arbeiter aus Grigliasco sagte: „Was verliere ich schon, wenn ich Fiat in Brand stecke?“

Dies sind die drei Grundmuster, nach denen sich der Arbeiter verhalten kann: die Maschine benutzen, sie zerstören, sie verbessern. In China verbessert er sie.

Ich habe begriffen, daß die Maschine

nach dem Maß des Menschen gemacht werden muß. Wenn du eine chinesische Fabrik besichtigst, dann nehmen sie dich bei der Hand und führen dich, ohne bei den supermodernen, elektronisch gesteuerten Aggregaten anzuhalten, direkt dahin, wo sie dir ausführlich eine kleine Maschine zeigen können, die sie in der freien Zeit gebaut haben oder an der sie vielleicht drei Triebfedern und zwei Bolzen verändert haben. Ich denke, das sagt alles. In einer kapitalistischen Fabrik zeigen sie dem Besucher als erstes die schönste Maschine. Bei Fiat gibt es eine Betriebsbesichtigung mit Tafeln und Pfeilen, die anzeigen, wohin man sehen soll: eine vergoldete Besichtigung, auf der alles schön und hell ist und die Arbeiter saubere weiße Kittel tragen. In China zeigen sie dir die kleine Maschine, die der Arbeiter in der freien Zeit erforscht und umgebaut hat. Und den anderen gegenüber stellen sie dies als Beispiel heraus, indem sie sagen: dieser Arbeiter hat die Maschine nicht so, wie sie war, akzeptieren wollen, und deshalb hat er sie umgebaut und sie so zu seiner gemacht.

Und wenn sie dann sagen, daß der Arbeiter dies nur vollbringen konnte, indem er den Ideen Mao Tse-tungs folgte, so rege ich mich darüber gar nicht auf. Es bedeutet, daß sie Vertrauen in sich selbst haben, ein Vertrauen, das den Arbeitern bei uns noch fehlt; wenn du hier sagst, daß die Arbeiter den Betrieb selbst leiten können, so zweifeln noch viele Kollegen. In China sind diese Zweifel verschwunden, und zwar gerade dank der Ideen Mao Tse-tungs. Was heißt, daß Mao sie überzeugt hat, daß eine Reihe von Sachen möglich sind, weil der Mensch schließlich einen Kopf hat und sich auch seiner bedienen kann.

Dann nehmen wir zum Beispiel die Lastwagen: auch in China macht man die, wie bei uns, auf Montagebändern. Aber es gibt keine Aufpasser, und die Bänder werden von den Arbeitern selbst in Bewegung gesetzt: an jedem Arbeitsplatz längs des Bandes ist ein Druckknopf, den jeder bedient, wenn er ein Stück fertig hat und wegschickt. Einmal habe ich auf einem Montageband für Transistorradios einen Schulungen gesehen (in China gehen alle Schüler zur Arbeit, die Schule findet hauptsächlich in der Fabrik statt), dieser Junge war mit großem Eifer bei der Arbeit, aber man sah gleich, daß er nicht sehr geschickt war, so daß sich ziemlich viele Stücke bei ihm angesammelt hatten. Aber niemand kam auf den Gedanken, mit ihm zu schimp-

fen. Wir haben gefragt: wie kann dieser Junge hier stehen? — „Er ist nicht sehr geschickt — antwortet man uns — aber gleich kommen die andern und helfen ihm ein wenig.“ Die andern, nicht ein brüllender Aufpasser.

Wir haben über das Problem des größeren und geringeren Arbeitstempos diskutiert. „Das ist ein subjektiver Faktor — antworteten sie mir — der eine ist etwas schneller, der andere etwas langsamer.“ Bei uns macht der, der etwas zügiger arbeitet, zwischendurch kurze Pausen. An den chinesischen Fließbändern (ich nenne sie weiter so, obwohl es keine Fließbänder im hier üblichen Sinn sind, sondern nur Bänder zum Transport des Arbeitsstücks) hilft der Schnellere dem Langsameren. Das ist Zusammenarbeit.

Außerdem wird der Arbeiter dort nicht ausgelugt. Wir haben Betriebe gesehen, in denen an 10 Maschinen insgesamt bis zu 30 Arbeiter standen, zwei bis drei pro Maschine. Daß an jeder Maschine zwei Arbeiter waren, haben wir überall beobachtet. Das ging so weit, daß mein Kollege von Pirelli und ich — wir waren die einzigen Arbeiter in der Delegation — daß wir uns jedesmal, wenn wir in einen Betrieb kamen, ansahen und uns sagten: „Und hier, wieviele nehmen wir hier weg, die Hälfte?“ Auf diese Weise konnten wir mit eigenen Augen sehen, wieviele Arbeiter unsere Betriebsleitung in einer solchen Abteilung eingespart hätte.

Aber die Produktion geht gut, und wie! Und sie verdienen auch nicht bloß so einen Hungerlohn wie wir. Akkordarbeit gibt es gar nicht, weil dort das Volk für die Produktion kämpft. Alle strengen sich im Betrieb gemeinsam an. Der einzelne macht vielleicht bloß wenig, aber sie sind zahlreich. Es ist nicht so, wie mancher vielleicht denken könnte: kommen Maschinen mit größerer Kapazität, braucht man weniger Arbeiter und die anderen werden arbeitslos. So wird bei uns ja immer argumentiert. Dort aber ist es anders: wenn ich wegen der neuen Maschine weniger arbeiten muß, umso besser, dann bleibe ich trotzdem 8 Stunden im Betrieb und arbeite in der frei gewordenen Zeit politisch; man kann zum Beispiel zwei neue Gruppen aufstellen, die sich der Kommune oder der Schule widmen. Das ist überhaupt noch eine wichtige Sache: alle Arbeiter geben Unterricht in der Schule, erklären den Schülern, wie die Arbeit beschaffen ist, wie man die Widersprüche beseitigt, lehren die Kinder, wie man seinen Verstand gebraucht. Das schönste in China ist, daß

der Arbeiter immer an erster Stelle steht, bei allen wichtigen Anlässen, im Theater ebenso wie in der Politik. Bei uns hier dagegen scheint es, als ob die Arbeiterklasse überhaupt nicht da wäre, sie ist unter der Erdoberfläche versteckt, — aber das ganze System lebt von unserer Arbeit.

Ebenso interessant ist es, wie die Produktionsziele zustandekommen. Die Arbeiter entscheiden darüber selbst. Man diskutiert in Versammlungen, macht Berechnungen anhand der vorhandenen Kräfte, der Erfahrungen des Vorjahrs und der technischen Neuerungen, — aber man macht die Berechnungen mit Rücksicht auf die Zeit, die für die politische Arbeit nötig ist. Es ist keine rigide Planung wie in der Sowjetunion, wo der von oben eingesetzte Direktor Druck ausübt, weil im Z. K. eine gute Figur machen muß. Es ist eben nicht die Spitze, sondern die Basis, die die Entscheidungen fällt. Und es ist die Aufgabe des Revolutionskomitees, das Bewußtsein dafür zu schaffen, daß man dabei mithelfen muß. Es ist nicht seine Aufgabe, Zwang auszuüben.

Und dann gibt es noch jene Zusammenarbeit im allgemeinen: die Hausfrauen, die sagen: „Wir sind überflüssig!“, fangen an, Hand anzulegen, ihre Nachbarinnen machen mit, und so geht es weiter. So entstehen die „kleinen Fabriken am Weg“, durch Eigeninitiative der Leute, eine neben der anderen: zuerst versuchen sie selbst, herauszukriegen, wie man es macht, dann kommt eine Arbeitergruppe aus einem Großbetrieb und hilft und unterweist die Leute. Ich habe selbst solche kleine Fabriken gesehen: eine hatte eine Gruppe von Frauen angefangen, Radios zu reparieren, später bauten sie dann selber welche. Zuerst waren es 7 Frauen, dann wurden es 200. Man nennt das dort „kleine Fabriken am Weg“, weil sie in den Wohngebieten entstehen. Techniker von der Universität kommen zu Hilfe und geben Unterricht in Elektronik, usw. In Kanton habe ich eine Jungengruppe gesehen, die mit der Herstellung von Ziegeln beschäftigt war.

Unter solchen Umständen ist es natürlich auch nicht üblich, blau zu machen. Bei uns gibt es das, weil ein Mensch, der eine Fabrik betritt, sich fragen muß, was er hier eigentlich tut: einen Stein nach dem anderen herbeitragen für eine Pyramide zu Ehren von Agnelli! Nein, dazu bin ich nicht auf der Welt, ich bin auf der Welt, um meinen Verstand zu gebrauchen, um etwas wichtigeres zu machen. F. Platania